

Beiträge

„Mein Erfolg hat viele Väter – aber Mütter noch viel mehr“ Ein Interview mit Frau Musiktherapia über die Entwicklung der Musiktherapie

am Beispiel einiger ihrer Erinnerungen
aus der musiktherapeutischen Geschichte seit 1948
„in Form einer quasi improvisatorischen Darstellung
höchst subjektiver Erfahrungen
sowie in und mit ihnen entwickelter Konzepte“

gewidmet meinem verehrten Vorgänger im Amt des Lehrstuhlinhabers für Musiktherapie der Hochschule für Musik und Theater Hamburg Johannes Th. Eschen, verstorben zum Zeitpunkt der Verschriftlichung dieses Interviews im Juni 2013, das mit ihm zusammen noch skizziert werden konnte.

Hans-Helmut Decker-Voigt, Hanstedt

„Wenn ich mich des Kontaktes zu meinem Instrument
und zur Gruppe vergewissert habe,
wenn das Vertrauen in der und in die Gruppe
hier und heute stabilisiert ist –
dann kann das Wagnis gelingen.“

Johannes Th. Eschen (1)

Aus: „Skizze einiger Aspekte musiktherapeutischer Gruppenarbeit
in Form einer quasi improvisatorischen Darstellung höchst subjektiver Erfahrungen
sowie in und mit ihnen entwickelter Konzepte“, in: H.-H. Decker-Voigt,
„Texte zur Musiktherapie“, Eres Edition, Lilienthal/Bremen 1975

Frau Musiktherapie (F.M.):

Vorab: Bitte reden Sie mich mit Musiktherapi-a an, da meine Arbeitsfelder eindeutig vom weiblichen Prinzip des Angebots von Geborgenheit, Schutz und Menschenliebe leben und die Endung „ia“ mir eine sicherere feminine Identität zuschreibt, als „Musiktherapie“. Diese ist geschichtlich – das sei ausdrücklich anerkannt – auch von vielen männlichen Pionieren geprägt. Außerdem: Ihr deutsches Sprichwort vom Erfolg, der viele Väter hat, muss bei mir umbesetzt werden: Der

Erfolg von mir ist überwiegend der nicht von Vätern, sondern Müttern. Sie werden es einsehen – falls noch nötig.

Jetzt können wir gerne zum Thema kommen, wenn es Ihnen möglich ist. Übrigens ist der Untertitel für Ihr Thema ein für Sie gänzlich ungewöhnlich umständliches, übervorsichtiges, ja, fast ängstlich wirkendes Thema. So unsicher zeige ich, die Musiktherapie, mich doch längst nicht mehr. Überhaupt Sie wirkten bei den Vornotizen zu unserem Gespräch noch munterer – was ist geschehen?

Hans-Helmut Decker-Voigt (HHDV):

Zum Zeitpunkt dieser Vornotizen Anfang Juni habe ich noch mit Johannes Th. Eschen, dem ersten Inhaber eines vollen Lehrstuhls für Musiktherapie und damit „erstem Beamten für Improvisation“ im deutschen Sprachraum telefoniert und Mailpost ausgetauscht anlässlich der Vorbereitungen zu seinem 85. Geburtstag am 16. Juni. Das ist jener Herr – er war wirklich einer, der in seinem Amt meist im Anzug mit Weste und mit Taschenuhr an Goldkette in der Hochschule für Musik und Theater Hamburg vizepräsierte – der die freie musikalische Improvisation als psychoanalytisch begründete Methode seinerzeit als ebenso neu wie zentral in Ihre deutsche Nachkriegsgeschichte einbrachte, Frau Musiktherapia.

Heute ist der 19. Juni, drei Tage nach seinem 85. Geburtstag, und ich erfahre mit den Kolleginnen und Kollegen von seinem Tod in Wien zwei Tage später ...

Wir sind in Trauer.

Oder nein, richtiger: Wir sind in trauernder Dankbarkeit für sein Leben und sein Lebenswerk. Das wohl spüren Sie in Ihrer konkordanten Gegenübertragung bei mir, Frau Musiktherapia. Und die für mich vielleicht untypische Titelformulierung besteht aus Titelfragmenten eines Aufsatzes, den eben Johannes Th. Eschen 1975 in einer der frühen Musiktherapie-Buchpublikationen schrieb, wo wir mit Ihnen, Frau Musiktherapia, bei den nach ihrem Exil 1933 wieder selbstbewusster werdenden deutschen Psychoanalytikern und Medizinern ein eher umstrittenes, als willkommenes Therapiekonzept boten. Der Markt war voll, die Therapien unter Konkurrenzdruck.

Die Vorsicht Eschens war sicher auch ein „Zeichen damaliger Zeit“ der frühen Profilierungsphasen von Ihnen, Frau Musiktherapia. Jedenfalls Profilierung auf dem Boden der damaligen BRD.

Mit der Wiederholung seines primärliterarischen Aufsatztitels – Sie können die Quelle nachlesen, wenn Sie das Auge zum Motto unterhalb des Titels unseres Gesprächs lenken, will ich mich und nicht nur Sie an Johannes Th. Eschen erinnern. Außerdem ist jeder Rückblick, auch der Ihre, sehr vorsichtig zu gestalten, weil jede Erinnerung ihr Erinnerungs-Objekt nach subjektiven Kriterien verwandelt.

F.M.:

Dann bietet sich dieser Rückblick ja als ein sogar aktuell sehr geeignetes Gefäß für die Würdigung auch des Anteils von Johannes Th. Eschen an meiner Geschichte hierzulande an. Ansonsten verwahre ich mich dagegen, dass ich Geschichte klittere durch meine Erinnerung. Das geschieht meist nur durch menschliche Erinnerung.

Ich selbst bin ein Fach, ein Wissensgebiet, eine Gesundheitswissenschaft, ein therapeutisches Methodenrepertoire und dessen Theorie-Halterin. Ich erinnere mich doch nicht selbst!

HHDV:

Ja. Verzeihung. Ich greife sehr gern Ihre Anregung auf, Johannes Th. Eschen mit in diesem Gespräch zu thematisieren – auch wenn die nötige emotionale Distanz zu Leben, Werk und Tod von Personen und Geschichte der Musiktherapie im Augenblick nicht ideal ist.

Johannes Th. Eschen hatte denselben Blick wie ich auf Geschichte: Jede und jeder von uns steht auf den Schultern ihrer und seiner Vorgängerinnen und Vorgänger. Welche Schultern sehen Sie, Frau Musiktherapia, auf denen Johannes Th. Eschen in dieser nun schon langen Geschichte der Musiktherapie im deutschsprachigen Bereich stand?

F.M.:

Ihre Sicht ist die auf eine lange Geschichte, junger Mann. Für mich ist meine Zeit nach 1945 eine winzige, wenngleich eine mit den wichtigsten und mir manchmal den Atem nehmenden schnellsten Entwicklungsschritten. Ich musste ja – besonders ab den 70er Jahren Ihres 20. Jahrhunderts – quasi dauernd Quantensprünge im sportiven Setting eines Stafettenlaufes absolvieren.

Aber dennoch ist diese Zeit, um die es Ihnen geht, eine winzige für mich und das mich umgebende Gesundheitswesen.

Erinnern Sie bitte: Etliche der ersten Musiktherapie-Bücher der BRD vor 1989 – meist Übersetzungen aus dem Englischen wie die von Juliette Alvin, Mary Priestley u.a. bemühten meist als Eingangsmotto die inflationär zitierte Schlüsselszene des David, der mit seiner Harfe die depressive Talsohle seiner Majestät Salomon behandelte. David übrigens ohne zu wissen, dass es eine Behandlung war – selbst diese Geschichte ist für mich eine neuzeitliche Geschichte.

Denn mich gibt es, seit es in euch Menschen das limbische System, den Hypothalamus, die Amygdala, na, all das eben gibt, was den Menschen bei Tönen aufhorchen lässt und was ihre Dynamismen von Psyche und Physis in kleinen und großen Krisen heilsam beeinflussen kann. Mich gab es längst vor den Vorzeiten, die dieser Schweizer Jean Gebser als archaische Zeiten bezeichnet. Mich gibt es längst vor jeder Kunstmusik oder Volksmusik. Mich gab es für die ersten proto-wahrnehmungsfähigen Menschen in der Musik, mit der sie sich wie auch immer verständigten, Prosodie nennt Ihr das heute. Mich gab es in der Musik der Natur – und alle diese „auditive Kommunikation“ basierte auf den immer gleichen Bausteinen, aus denen auch jede Musik besteht: Rhythmus, Dynamik, Klang, Melos, Form – na, solcherlei Wissen wissen Sie ja heute wissenschaftlich viel komplexer zu beschreiben.

Musik in der Natur ist übrigens mein heimlicher Triumph auf dem Markt: In der CD-Sammlung der Universität Salzburg, der früher existente Studiengang Musiktherapie bei einem Herrn Lazar Curiz dort hatte Zugang zu ihr, weist als

größten Brocken unter der Rubrik „Heilsame Musik“ oder „Musik und Entspannung“ oder gleich etwas hybrid „Heilen Sie sich selbst!“ lauter Einspielungen von Naturmusik aus. Vom Regentropfen bis zum Wasserfall, vom Piepmatz bis zum Nilpferdgrunzen.

Nein, es ist eine sehr kurze, aber höchst bemerkenswerte Kurzgeschichte, meine Zeit nach 1948.

Aber wollen wir erst nach 1945 anfangen?

Es gab schließlich schon mitten in die Weimarer Republik auf deren Übergang zur Vorbereitung auf das grandiose und folgerichtig letztlich zutiefst deprimierende 1000jährige Reich eine verhältnismäßig weit vorausschauende kleine Arbeit eines Kurt Singer – Nervenarzt und Dozent an der Berliner Hochschule für Musik. Ähnlich doppelqualifiziert wie heute etliche Mediziner, die in verantwortlichen Ausbilderrollen für meine akademische Seite sind wie Th. Stegemann in Wien oder D. Petersen in Hamburg, wichtig, solche Typen unter all den ansonsten mehr psychologisierenden VertreterInnen meines Faches.

Von diesem Singer – nomen est omen – gab es in der Reihe „Kleine Schriften zur Seelenforschung“ (Püttmann, Stuttgart 1927) als Heft 16 die erweiterte Schriftfassung eines Vortrags zur „Heilwirkung durch Musik“, den Singer 1925 vor Ärzten, später „durch das Radio“ (Klappentext) gehalten hatte und der in Fortsetzungen im Berliner Tageblatt und der „Vossischen Zeitung“ abgedruckt wurde. Hans-Georg Jaedicke in Hahnenklee, Psycho-Analytiker und privater (Lehr-) Therapeut von Johannes Th. Eschen, berief sich noch auf diesen Mann, um den herum sich die Kreise psychoanalytisch orientierter Ärzte und Musiker bereits zu lichten begonnen hatten...

Nach dem zweiten noch größeren Welt-Krieg erinnere ich mich an die kleine Schrift des Nervenarztes Aleks Pontvik „Grundgedanken zur psychischen Heilwirkung der Musik“. Sie erschien 1948 (Rascher, Zürich). Dieser auch noch frühe Kollege von Euch schwor für die heilsame Wirkung von Musik auf die Psyche seiner Patienten fast ausschließlich auf die Musik eines anderen Johannes als dem soeben verstorbenen: Johann Sebastian Bach.

1948 spielte übrigens euer Johannes Th. Eschen längst Bach, weil er die Kirchenmusikerlaufbahn eingeschlagen hatte. Der Apfel spielte auch bei ihm nicht weit von seinem Stamm. Er kam ja aus einem evangelischen Pfarrhaus.

Wie Sie selbst, HHDV, ja auch und gleich mehrere Ihrer gegenwärtige weiter lebenden Kollegen auch. Auch wenn der Herr Eschen und Sie alle – ich drücke mich zurückhaltend aus, sagen wir – vielschichtigere Beziehungen zum Gott Ihrer Väter pflegten und pflegen, als diese es noch taten.

Nach Pontviks kleiner Schrift wurden aus dem Pool der frühen Jahre früher Aufsätze und Schriften am bekanntesten die Arbeiten vom Herrn Teirich, die jahrelang der Medizin zugezählt wurden, obwohl sie immer schon zu mir, der Musik-

therapia, gehörten. Aber unter meinem Rock ist endlos viel Platz und deshalb zählt Teirichs Arbeit heute zu meiner Landwirtschaft, zur Bewirtschaftung meines Landes. Sein Buch „Musik in der Medizin“ erschien 1958. Befreundet war er mit der Bertliner Psychoanalytikerin Hildegard Streich, die uns als eindrucksvolle Frauenpersönlichkeit später im Berufsverband der MusiktherapeutInnen (BVM) neben Gertrud Loos und Ihnen selbst begegnet und die viel in den frühen newsletters zur Musiktherapie schrieb.

Richtig los ging es mit mir, genauer gesagt, einem Teil von mir, der von Euch als „tiefenpsychologisch-phänomenologische Musiktherapie“ in eine Eurer Schubladen zum Reifen gesteckt wurde, erst in den 60 er Jahren. Der Grund: Eure Politik nach der Weimarer Republik war eine derart lebensfeindliche Politik für Denker, dass die besten unter ihnen das Land verließen. Darunter zahlreiche Ärzte und Psychoanalytiker. Ein Beispiel nur Fritz Perls als einer der vielen, die von der Existenzphilosophie geprägt die Freud'sche Psychoanalyse zwar aufgriffen, aber dann – leider woanders im fernen Exil – weiter entwickelten zur Humanistischen Psychologie. In seiner Generation gingen Ärzte und Psychologen der zweiten und dritten Stunde mit, die der Musik und anderen Künsten wichtige Heilwirkungen zuschrieben.

Wenn sie nicht in das Exil gingen, gingen sie ins KZ wie z.B. Viktor Frankl.

Nein, aus den 60er Jahren wuchs erst langsam und schüchtern heraus der neue Humus, auf dem phänomenologisches Denken und Handeln wachsen können sollte. Bis dahin war das gute Personal für kontinuierliche Forschung und Ausbildung des phänomenologischen Handelns und damit der entsprechenden Therapien geflohen.

Was war noch mal der rote Faden bei Ihrer Frage an mich? Vergessen Sie mein Alter nicht. Ich bin fit, was mein kristallines Denken betrifft, aber das fluide leidet darunter. Haben Sie schließlich ja auch von mir gelernt, wenn ich an die moderne Musiktherapie und ihre Rolle in der Gerontologie und Geriatrie denke. Also, wo waren wir?

HHDV:

60er – Übergang 70er Jahre

F.M.:

Nun – da bereiteten sich einige junge Männer für mich vor und gründeten einen ersten Newsletter zum Thema Musiktherapie, so mit Durchnudeln von spiritusgetränkten Kopien und ersten Sitzungen, dann Tagungen.

Die Namen? Nun, da war – und ist immer noch – der Hamburger Rauhe, der in allem dabei war, wo Musik weiterentwickelt werden könnte, also auch bei mir. Er kam aus der Musikpädagogik und Musikwissenschaft. Ebenfalls aus der Musikwissenschaft stammte Reinecke und dann der Psychiater Willms. Hinzu stieß der Neurologe Behrendt, mit dem Rauhe Musik, genauer die Lieblingsschlager u.a. bei

Schlaganfallpatienten im damaligen Kurort Bevensen „einsetzte“ – was die Herren weiter hoch motivierte.

Natürlich gab es schon Nebenschauplätze innerhalb von Westdeutschland von mir, Schauplätze neben dem Gesundheitswesen, unter dem damals noch eher der Komplex der Kliniken und Krankenhäuser verstanden wurde, denn ambulante psychotherapeutische und damit musiktherapeutische Aktivitäten. Eine solche schon lange im Stillen der Anthroposophie wachsende Tochter, wenn auch schon international bekannt, war deren Musiktherapie, oft verwoben mit Eurhythmie.

Zu solchen Nebenschauplätzen, auf denen meine Entwicklung auch fußte, gehören Außenschauplätze, in denen mein Name fleißig genannt und inhaltlich gefüllt wurde. Allen voran die Aktivitäten des Alfred Schmözl mit seinen Vorbereitungen zu einem Zusatzstudium Musiktherapie an der Wiener Musikhochschule – und die Aktivität des ostdeutschen Christoph Schwabe. Über beide werde ich noch mehr später reden. Kleinere Außenschauplätze, die meine westdeutsche Seite prägte, waren auch die über die Schweizer Grenze herüberschwappende Auswirkung der Rezeptiven Musiktherapie aus Frankreich und der mit ihr früher verbundenen Schweizer Ausbildung in Neuchatel.

Aber Sie in Deutschland lieben ja Räder und erfinden sie deshalb meist auch serienmäßig immer neu – mit Schmieröl aus der Nachbarschaft. Ein durchaus europäisches Konzept.

Wenn Sie so wollen, junger Mann, war dieses lose Trio Rauhe-Reinecke-Willms die erste deutsche Mini-Gesellschaft für Musiktherapie, ohne den Vereinsstatus, den jede örtliche Feuerwehr und sonstige therapeutische Einrichtung vorweisen konnte. Diese Männerwirtschaft der Drei wusste gar nichts von ihrer Vorläuferfunktion für z.B. diese heutige bewundernswert kolossal gewachsene Gestalt der Deutschen Musiktherapeutischen Gesellschaft mit ihrem Anspruch, irgendwann für alle meine Kinderchen sprechen zu können, was Kammerstatus bedeuten würde. Und Kammern – Industrie- und Handelskammern, Ärztekammern, Architektenkammer, Psychotherapeutenkammer – bedeuten berufsrechtliche Anerkennung und diese bedeutet, ja richtig, endlich Geld.

Aber wir sind nach wie vor nicht so weit, noch nicht so weit, weil sich alle meine Kinder noch nicht zusammenrauft. Bis das sein wird, gibt's keine rechtliche Anerkennung und Geld, sondern nur Anerkennung. Ja, ich stehe durchaus zu meinem Narzissmus, mein Lieber. Inzwischen ist er ja auch gesünder als früher.

Ob Sie das so zitieren dürfen? Aber ich bitte Sie, unter den narzisstischen Profilierungsbestrebungen anderer Gesundheitsberufe und Berufe in diesem Ego-Laden der Mediensüchte von heute bin ich ja noch leidlich gesund. Vergleichen Sie mal Politiker, Anwälte, Professoren der Musik- und Kunsthochschulen, alles rennet, rettet sich doch heute – da bin ich doch recht bescheiden. Jedenfalls geworden, weil ich inzwischen weiß, wer ich bin. Und ich bin jetzt wer! Identitätsfestigung um ein gesundes Kernselbst herum nennt Ihr Fach analytische Entwicklungspsychologie das.

Ich schweife? Mag sein, schließlich ist Schweifen auch ein wesensimmanenter Zug von musikalischer Improvisation, die ich anteilig darstelle. Schweifen heißt dann nur anders: Prozessorientiert, dynamisch, frei flottierend, fluid – und so. Na, Sie füllen Ihre Bücher ja auch damit.

HHDV:

Also gut, zurück zu den End-60ern.

F.M.:

Erste „klinische Fallbeispiele“ entstanden unter meinem Namen Musiktherapia, eben nur mit „ie“ hinten, womit ja die meisten Wissenschaften begrifflich ausklagen und die in anderen Wissenschaften tätigen Männer zu Okkupierung einladen, siehe auch die frühen Sängler der Musiktherapie-Oden wie Singer, Pontvik, Teirich und später Euch vielen Männern in meinem Felde forschend.

Dieser Rauhe orientierte sich dabei eher an den individuellen Wünschen der Patienten, was wir heute alle tun. Und damals waren Titel gewünscht wie „Donna Clara“ und „Tea for Two“ u.ä., deren ergotrope Impulse in die Beine von Apoplexie-Patienten fuhren und die Mediziner aufmerksam werden ließen. Ich werde nicht vergessen, dass Männer wie Rauhe zwar keine Musiktherapeuten waren und wurden, aber die damals in einer breiteren Öffentlichkeit größte Aufmerksamkeit auf Musiktherapie lenkten.

Die Mediziner um ihn herum jedoch reflektierten eher die Erkundung von Musik, bei der die Wirkung auf mehr als nur einen Patienten erhofft wurde, also mehr im Sinne der frühen Musikpsychologie (Helga de la Motte-Haber etwa), die Musiktherapie als „angewandte Musikpsychologie“ sah. Außerdem reflektierten manche Mediziner auch eine Professur oder zumindest Honorarprofessur mit mir im Namen, was ich auch als Alleinstellungsmerkmal bei medizinischen Bewerbungen hergab.

Publizistisch galt unter den Periodika der hausgemachten Newsletter der Vereine und Verbände als Nr. 1 die von der Pharmaindustrie gesponserte Zeitschrift „Musik und Medizin“, die hauptsächlich der Psychiater Harm Willms profilierte und im Mittelteil in einer Art Booklet Berichte und Aufsätze aus den Bereichen von mir, der umfassenderen Musiktherapie, ermöglichte, den Sie heute – im dritten Jahrtausend Ihrer Zeitrechnung, meine ist vergleichsweise endlos – als Musikpsychotherapie, als phänomenologische Musiktherapie benennen. Oder was immer eben unter Ihrer aller ständigem Drehen und Wenden und Verändern von mir herauskommt an Namen. Gegenwärtig – 2013 – werde ich ja verbands- und berufspolitisch wieder mehr eingebunden unter „Künstlerische“ oder „Kreative“ Therapien, um im Paket mit anderen ‚kassenabrechnungsfähig‘ zu werden. Mit welchen tollen Finanzwelt-Terminologien ich doch auf diese Weise auch ins Tangens gerate...

Häufig vermittelte ein Thomas Maler Berichte in dieses Booklet, der Medizin studierte und – als Sohn des Komponisten und früheren Präsidenten der Hamburger Musikhochschule – über seine frühe Feldforschung (Rhythmusforschung)

publizierte. Tragisch, sein früher Tod, der ihn meine Blüte in den 90er Jahren nicht mehr völlig erleben ließ. Haben dieser Thomas Maler und Sie nicht wenig später Kurse in West-Berlin in Wannsee gegeben, an denen unter anderem eine Abiturientin Susanne Metzner teilnahm, ja, genau, dieselbe heute in Magdeburg. Und waren Sie nicht eingeladen von dieser Gertrud Loos, die als Lektorin bei der Deutschen Grammophon-Gesellschaft in Berlin arbeitete und längst über heilsamere Methoden der Musik für die Mensch als nur die der schwarzen Scheiben nachdachte? Ach wissen Sie noch? 33 cm Umdrehungstempo, 25 cm, 30 cm –

Wie, ich schweife wieder? Lassen Sie mich doch manchmal ein bisschen zurück...Meine ganze Entwicklung, übrigens nach Jean Gebser jede, ist ein Vorangehen und Zurückgehen, voran, zurück, zwei Schritt vor, einer zurück. Oft genug auch scheinbar drei zurück, obwohl ich mich im Rückwärts rüste für den nächsten Quantensprung nach vorne.

Also zurück zum roten Faden.

Ansonsten erschien ich in den Anfang 1970er als „Fach“ oder „Methode“ überwiegend im Bereich der – ich benutze die damaligen Begriffe – „Geistigbehindertenpädagogik“, der Heilpädagogik, der Pädagogik der Hilfsschulen und zunehmend mehr in den Landeskrankenhäusern. Wobei der Musiktherapeut Klaiber in Winnenden ein Beispiel für die damalige Situation war, in der die örtlichen Privatmusiklehrer, Musikschullehrer, Volksmusiklehrer und Kirchenmusiker von den Psychiatrie- u.a. Stationen gebeten wurden, auch dort Musik zu machen.

„Ännchen von Tharau“ und „Lobe den Herren den mächtigen König der Ehren“, „Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätt“, die Comedian Harmonists, Reitermärsche, Operettenmelodien oder regionales Liedgut erklangen also sowohl in den verschiedenen Gefäßen – didaktische „Formate“ heißen die ja heute – des Unterrichts und der Kulturmusik als auch in Stationen der Psychiatrie.

Instrumental zogen die Instrumente des Orff-Schulwerks waggonweise in die Institutionen ein. Hüben – Unterricht. Drüben – Musiktherapie.

Gertrud Orff, die zweite Ehefrau Carl Orffs, für den Sie übrigens in Stuttgart noch Korrekturen und Notenpulte in der Stiftskirche schleppen mussten, mein Lieber, hatte in Salzburg auch schon begonnen mit den Vorbereitungen zur Etablierung ihrer Orff-Musiktherapie und schaute gerne auf die gegenwärtige große Schnittfläche „Musikpädagogik-Musiktherapie“.

Walter Klaiber, fleißiger Musiker in beiden Welten, erzählte gerne auf Anfrage von diesen Rollen, in denen sich Musikpädagogik und Musiktherapie mischten. Entweder zur Musik und Musikerziehung tendierend oder zur Medizin.

So wurden die damaligen Lieder-Repertoires und Musikgestaltungen teilweise noch 1:1 von der Jugend – und Volks- und Kirchenmusik übertragen in die Bereiche des damaligen Gesundheitswesens, das sich überwiegend krankheitsorientiert, defizit- und störungsorientiert sah denn als präventive oder salutogenetische oder sekundär rehabilitative Institution.

Wenn ich nicht irre, hat dieser Klaiber keine fünf Jahre später dem blutjungen Hans-Volker Bolay derart viel erzählt, dass sich dieser für Musiktherapie zu inte-

ressieren begann und noch in diesem Jahrzehnt das süddeutsche Ende der Achse Hamburg-Heidelberg gründete, auf der ich für Jahre dann auf Achse war, weil meine Reifung zum akademischen Beruf anstand. Aber nein, ich springe in den damaligen zeitlichen Quanten.

Willms war es, der von damals bis in das Ende der 80er Jahre das Modell von Musiktherapie als „Adjuvans-Beruf“ im schulmedizinischen Kontext sah. Rauhe profilierte mich auch zunächst durch seine Personalpolitik mit Musiktherapeuten eher in Richtung Musiktherapeut als Heilhilfsberuf – mit Aussicht auf Musiktherapie als selbständigem Heilberuf.

HHDV:

Bitte, Frau Musiktherapia, nicht weiter in den 80ern, wir brauchen die 70er noch.

F.M.:

Ah – ja. Da platzte ich aus nicht allen, aber doch vielen, mir vorher nicht bekannten Nähten. Denn 1970 wurde das Fachhochschulgesetz verabschiedet und mich gab's plötzlich gleich im Mehrfach-Pack und erstmals im Format einer „akademischen Lehrveranstaltung im staatlichen Tertiärbereich“.

Die ersten Fachhochschullehrer für Musik ab 1971, das waren zunächst wieder Männer, die ich kennen lernte. Ich sage Ihnen: Männer über Männer, aber durchaus interessante dabei, das gebe ich zu als anspruchsvolles weibliches Prinzip.

Also diese Musik-Männer an Fachhochschulen, die mich mit meinem in der alma mater ungewohnten Namen zu sich heranzogen – ich hatte einfach zu viele von diesen Männern an meinen Rockzipfeln und merkte mir nur einige davon: Breuer in Düsseldorf, Finkel in Osnabrück, Klüppelholz in Köln, Vogelsänger in Aachen, Pütz in Essen, Fuhrmann in Bremen, Tabel in Emden, Strauß in München, Kapteina in Siegen und – ach so, richtig, Sie ja auch, junger Mann, in Düsseldorf-Kaiserswerth.

Nein, eine erste Tochter von mir kam mit Almut Seidel in Frankfurt/M. erst ein bisschen später. Warten Sie ab.

Sie alle fühlten sich mit ihren Abschlüssen in Musik und Musikerziehung und Musikwissenschaft mehr oder weniger funkelnagelneu in ihren Fachhochschulen, die Musik integrierten. Denn es waren Fachhochschulen für Sozialwesen, für Sozialpädagogik, für Sozialarbeit.

Meine Männer meiner ersten akademischen Stunden sollten Musik unterrichten. Lehren hieß das jetzt, weil sie Fach-Hochschullehrer waren. Sie sollten aber die von ihnen an Musikhochschulen und Konservatorien studierte Musik beziehen auf die sozialen Funktionsfelder wie für Abenteuerspielplatz, Disko, Geistigbehindertenzentren wie Bethel oder Mettmann, für die aufblühende Lebenshilfe, für Randgruppen aller Art, für soziale Brennpunkte, für Gefangenearbeit, für Früherziehung in Kindergärten und Späterziehung in Altenheimen, für Ausländer, die Inländer werden sollten...

Sie waren in Not, diese Männer, und Not gebiert ja Großes und manchmal auch Kreativität.

Sie, junger Mann, boten dann gleich 1971 nach Ihrer Musikschulleitungszeit in Ihrer schnell aufgezogenen Musikabteilung in der Düsseldorfer Fachhochschule Früherziehung für Kindergärten und Späterziehung für Altenheime an. Das war okay. Das machten Sie aber erst, nachdem Sie mit der Antritts-Vorlesung über „Semitionale und subsemitionale Tubenbildung in der Gregorianik als Vorläufer graphischer Notationstechniken“ freundliches Unverständnis ernteten, erinnern sie sich?

Ganz schnell arbeiteten Sie alle sich ein die die magere Literatur über Musiktherapie, machten schnell praktische Erfahrungen vor den Praktika Ihrer Studenten und wiesen mich aus als „Einführung in die Musiktherapie“ (der Artikel „die“ ist übrigens bis heute nicht haltbar, denn breitspektral bin ich immer noch, ich sagte breit, mein Lieber, nicht dick! Vergessen Sie nicht, dass ich eine Dame bin, „ia“ am Namensende, keine Domäne von Männern mehr, die sich schleunigst als Fachhochschullehrer profilieren mussten, sollten und wollten.

Apropos Profilierung der neuen Fachhochschulen für Sozialwesen und damit der Musikabteilungen, innerhalb derer mein Name „Musiktherapie“ (ohne „ia“) erstmalig akademisch gerahmt auftaucht : Ist man neu irgendwo – ob als Mensch oder Institution, die von Menschen geschaffen wurde – dann plustert sich das Erscheinungsbild in einer neuen alma mater in amüsanter narzisstischer Überhöhung auf. So gab es in diesen Musikabteilungen des neuen Hochschultyps nicht die Fächer Musik oder Musiktherapie, sondern Musik hieß: Fachbereich Medienpädagogik, Fachgruppe Auditive Kommunikation (bei den bildenden Künstlern hieß es entsprechend „visuelle Kommunikation“).

In dieses den Begriff der Musik zugunsten der Akademisierung vermeidende Gebilde kam ich dann rein mit beispielsweise folgenden Fachbezeichnungen:

- Therapeutisch orientierte Musikpädagogik
- Musiktherapeutische Hilfen in der Musikpädagogik mit behinderten Kindern und Jugendlichen
- Musiktherapie in der Drogenarbeit.

Man verheiratete mich in diesen ersten Lehrveranstaltungen für Musiktherapie mit den krusesten Begriffsbildungen. In der Sonderpädagogik als Universitätsstudium gab es mich z.B. in Dortmund bei den Herren Probst und Kemmelmeyer als „Pädagogische Musiktherapie“.

Sie sprachen ja vorhin von der übervorsichtigen und fast ängstlich wirkenden Formulierung des Herrn Eschen bei seinem Aufsatzthema (siehe oben das Motto über unserem Gespräch). Jetzt waren Sie es ja mit Ihren KollegInnen, die ähnliche Vorsicht in die Benennungen Ihrer Lehrveranstaltungen mit Musiktherapie einbrachten. Na, vermutlich haben Sie alle, die 1970 mit meiner Akademisierung als Fachhochschullehrer anfangen und der Herr Eschen nach seinem London-Studium diese Vorsicht gepflegt, weil sie in der modernen Diadochenwelt von Freud'scher Psychoanalyse und Jung'scher Tiefenpsychologie so phänomenologisch wie möglich wirken wollten. Meine Güte, hatten Sie damals Sorge vor jeglicher Festlegung,

weil die falsch sein könnte – wie z.B. die in der jüngst seit 1933 so politisch missbrauchten medizinischen Diagnostik.

Heutzutage bin ich schon zugriffiger, klarer geworden, alldieweil ich nun im Kanonsingen der abrechnungsfähigen Gesundheitswissenschaften zwar noch als außerehelich gesehen werde, aber immerhin schon als weit interessanter als viele andere bei Hofe anerkannte Schranzen-Therapien. EBQ – „Einschätzung der Beziehungsqualität“ etwa, dies Kind der Damen Schumacher und Calvet im heutigen Berlin – das sind schon ähnlich brauchbare Kaliber wie die OPD, die „Operationalisierte psychodynamische Diagnostik“, es ist oder der künftige IDC 11 es wird, nämlich zwar offen, aber klar feindifferenzierend, was therapeutisches Wahrnehmen auffängt und dem Patienten als Verstehensbild (Diagnose) anbieten kann. Bei mir, der Musiktherapia, kommt noch das besondere Hören in die Diagnostik hinein, darüber rede ich gerne, aber leider haben Sie das Thema gerade 2012 in dieser Buchreihe schon abgehandelt, die ja auch immer wieder Neues bringen will und sollte. Selbst wenn es der Blick in alte Zeiten ist wie dieser hier. Naja, nicht nur Menschen stehen auf den Schultern ihrer Vorgänger, auch jede Gegenwart steht auf den Schultern ihrer Vergangenheiten.

HHDV:

Könnten wir zurückkommen auf Titel? Nein, nein, nicht akademische Grade, ich meine Titel der frühen Lehrveranstaltungen und Literaturtitel.

F.M.:

Okay. Also wissen Sie – ich war immer sehr neugierig, wie man mich in meinen ersten Akademisierungen alles taufte aus dieser Profilierungsnotwendigkeit heraus. Ich hab gegen diese gar nichts. Ich musste auch hierzulande neu profiliert werden.

Nur wenn Profilierungsnotwendigkeit in Profilierungsbedürftigkeit mündet und diese unmäßig metastasiert und unmäßig anhält – dann mündet sie in Profilverneurose.

Die Literatur? Ach ja. Die frühen Männer um mich hatten Aufsätze veröffentlicht. Gertrud Orff hatte ihre Orff-Musiktherapie entwickelt und dokumentiert, Willms vieles zur Musik in der Psychiatrie, Rauhe seine vitalisierende Sexte – aber alles das erfuhr eben in der Randgruppen-Disko oder auf dem Abenteuerspielplatz nicht gerade Vollakzeptanz.

Das erlebten die Fachhochschullehrer und lernten um: Freie Improvisation hieß meine Zaubersprache. In die konnten alle eingeladen werden.

Gesungen wurde auch noch, aber abnehmend. Vor Singen hatte man Angst. Singen war Manipulation.

Das größte deutsche Reich, das auch das kürzeste war, hatte wie jede Diktatur auch die Musik in ihrem Vergewaltigungsrepertoire instrumentalisiert.

Nein, singen wollte man danach nur mit Kindern und möglichst nur mit neuen Kinderliedern. Die Angst vor dem Geruch, eben noch faschistisch genutztes Liedgut singen zu lassen, erfasste nicht nur die im Ganzen als funkelnagelneue Hochschulen im Kielwasser der 68 linksorientierten Fachhochschulen, sondern

auch einige Pädagogische Hochschulen. Beispiel Lüneburg: Dort wurde im Musikstudium kein einziges Fach „Singen in der Schule“ angeboten. Auch die damaligen Schulwerke für Sekundarstufen (Küntzel u.a. bei Klett, Segler bei Bärenreiter) vermieden mit viel Energieaufwand jede Einladung zum Singen. Viel zu gefährlich. Man ließ singen. Die Volksmusiksendungen der ARD wurden dafür die Quotenrenner. Übrigens bis heute, vor Krimis und diesen Gesprächsrunden, na, wie heißen sie noch gleich, talk – talkschau oder talkshow, also diese Gespräche, in denen auf das Reden und die Redenden mehr geschaut werden soll als gehört.

Nein, Singen gab es kaum und nur klientenzentriert. Oder es gab die kritische Analyse eben desselben.

Zurück zu diesen Fachhochschullehrern, die sich mit mir notgedrungen autodidaktisch, d.h. durch die Erfahrung der Selbsterfahrung freier Improvisation ausrüsten mussten, um mit mir in den Praxisfeldern der Sozialpädagogik und Sozialarbeit bestehen zu können.

Was machen Menschen, wenn sie nach Sicherheit suchen? Sie gründen Arbeitsgemeinschaften, um sich auszutauschen und durch den Austausch die eigene Kompetenz zu erweitern. Sie, mein Lieber, gründeten damals von Düsseldorf aus diese AG, wieder mit solch profilierungsgesteuerten irren Namen:

„Bundesarbeitsgemeinschaft der Musik- und Musiktherapiedozenten an den Fachhochschulen für Sozialwesen als Hochschulen des dritten Bildungsweges im staatlichen bzw. staatlich anerkannten Tertiärbereich“ – so taufte sie diese AG und nicht minder eindrucksvoll – als es dann später soweit war – die entsprechende AG der Musiktherapie-ProfessorInnen, die heute nicht mehr so lange Namen nötig hat und nur diesen wundervoll weiblichen Namen braucht: AMA. Arbeitsgemeinschaft der Musiktherapie-Ausbildungen.

Der steht mir, der Name! Ist wohl unbewusst begründet aus der Nähe zu meiner Mama-Rolle heraus.

Die meisten von den Musik- und Musiktherapie-Dozenten der Fachhochschulen, die ich oben nannte, trafen sich in diesem Klub in dem Sternwartenähnlichen Gebäude der Kaiserswerther Ev. Fachhochschule und diskutierten Handlungs-Repertoires mit dem Anspruch auf meinen Namen. Musiktherapie. Wieder alles Männer, die nun auch schon Professorentitel kriegten. So tauchten auch die ersten Visitenkarten auf, auf denen mein Name stand: „Professor der Fachrichtung für Medienpädagogik/ Auditive Kommunikation für Musiktherapie und Musikpädagogik.“

Es reichte mir mit den Männern, die als Speerspitze gute Arbeit machten, aber um die Speerspitzen herum braucht es schützende Ländereien, sonst hätten die Speerspitzen nichts zu verteidigen.

HHDV:

Hat Speerspitze nicht im etymologischen Register germanischer Namen mit dem Namen „Gertrud“ zu tun, ist Speer also weiblich?

F.M.:

Mag sein, seien Sie nicht so pingelig. Wenn schon Speere, dann waren die Frauen die Speerträgerinnen. Häufig namens Gertrud. Gertruds gab's auch in meiner Szene. Jene Gertrud Loos aus der Berliner Grammophon wurde später schnell temperamentvolle Partnerin der vielen Männer in der Musiktherapie und sowas wie eine zentrale Person in sowohl der inhaltlichen Entwicklung von mir als auch in der berufspolitischen Entwicklung.

Die vorlaute Anmerkung in einem Interview von Ihnen, mein Lieber, die Loos sei fachpolitisch ein weiblicher Eschen und dieser eine männliche Loos hat beide nicht sehr amüsiert. Nur mich. Die Urmutter.

Nein, die erste Frau, die ich in ihre AG schickte, hieß nicht Gertrud, sondern Almut. Almut Seidel. Sie wandelte nach ihren Anfängen ihre Lehrveranstaltungen in einen Studiengang Musiktherapie an der Fachhochschule Frankfurt/M. um, der sich länger hielt als alle frühen Musiktherapie-Versuche an den Fachhochschulen und der erst 2013 unter ihrem Nachfolger Eckhard Weymann seine Tore schloss, wozu der nichts konnte, sondern wieder das Geld. Weymann studierte bei Eschen – ach so, da sind wir immer noch nicht? Beeilen wir uns. Mehr als ungefähr dreißig Seiten will ich nicht reden und die Brücke zur Gegenwart ist lang, ich geh schließlich am Stock wie fast jede Dame meiner Reife – und nicht am Rollator, der zum Sitzen und endlosen Schweifen einlädt. Sitzen und endlos Schweifen – das kennzeichnete etliche frühen freien Improvisationen an den Hochschulen damals. Den Rekord brach Breuer mit einer Versuchsgruppe an der Düsseldorfer Hochschule. Die Gruppe improvisierte im Keller 16 Stunden lang bevor sie aus primären Bedürfnissen wie Essen und Trinken heraus mit einem Trugschluss aufgab. Apropos Keller: Man konnte mich in vielen Kellern antreffen, ich musste mich schließlich erst hocharbeiten in Deutschland. West. Souterrain, 1. Stock usw., vereinzelt kam ich gleich in die Beletage.

Almut Seidel also brachte intellektuell wie weiblich unter lauter Männern damals in nachhaltige Erinnerung, dass ich dem weiblichen Prinzip folge, dass ich weibliches Prinzip bin.

Fassen wir zusammen:

Auf diesem Übergang von den 60ern zu den 70ern profilierten mich einerseits diese rührigen, aber noch einsamen Musikwissenschaftler und Mediziner, die sich mit Musik in der Medizin beschäftigten und der sie meinen Namen – den der ‚Musiktherapie‘ gaben. Musiktherapie taufte auch Herbert von Karajan sein Interesse an der Musik in der Medizin, indem er seine Berliner Stiftung (heute in Köln) nicht nur die weltberühmte Orchesterakademie mitgründen ließ, sondern auch Forschungsaufgaben anregte, die zum „Gläsernen Orchester“ u.a. biofeedback-gestützten Untersuchungen über die Wirkung von Musik auf den Menschen führten. (Gemurmelt: Erst heutzutage aktiviert die Akademie, die Sie gründeten in der

Karajan-Stiftung, spät, aber nicht zu spät, schwerpunktmäßig auch meine phänomenologische Seite. Jaja, ich hör schon auf mit dem Heute und geh wieder zurück. Regression im Dienste der Geschichte...)

Also diese rührige Klein-Gesellschaft von Musikwissenschaft-Musikpädagogik-Medizin.

Einerseits. Andererseits gab es mich nun inmitten dieser Gruppe von plötzlich akademisch gewordenen Musikdozenten, die von mir und meiner Begleitungs-kompetenz gleich ganzer sozialer Brennpunktgruppen überzeugt waren.

Zu dieser Gruppe, die in den Anfangsjahren in Düsseldorf bei Ihnen tagte, gesellte sich jetzt Johannes Th. Eschen als Fachhochschullehrer in Hannover. Der mischte nicht meinen Namen, den der Musiktherapie, mit anderen Namen, mit Musikpsychologie, Pädagogik, Sonderpädagogik und Medizin.

Vielmehr nannte er seine Angebote an die Sozialpädagogik-Studierenden dieser von seinem früheren Arbeitgeber, der Lutherischen Landeskirche Hannover gegründeten Evangelische Fachhochschule, von vornherein nur nach mir, der Musiktherapie. Eben mich – und nur mich – hatte er in seinem Kurzstudium der Musiktherapie an der Guildhall School in London kennengelernt.

Nebenbei: Mindestens zwei weitere in meiner westdeutschen Musiktherapie-Landschaft später bekannt gewordene Namensträger studierten ebenfalls dort: Ole Teichmann-Mackenroth und Dietmut Niedecken, später mit allen akademischen Titeln geschmückt und allen Wassern gewaschen, auf die London vorbereitete.

Eschen brachte durch sein intensives Kurzstudium bei Mary Priestley u.a. in London weitere Impulse für die freie Musikimprovisation als therapeutische Methode vor psychoanalytischem und tiefenpsychologischem Hintergrund mit. Priestley begründete ihre Arbeit sowohl mit Freud als auch Jung und lehrte und therapierte vor ungestörtem Hintergrund: Sowohl England und die USA hatten ja kein drittes Reich, keine Exilwissenschaftler und deshalb eine blühende Musiktherapielandschaft mitsamt akademischen Ausbildungsstätten.

Soviel zu den Schultern, auf denen ein Johannes Th. Eschen stand, als er Anfang der 70er Jahre zu Ihrer Gruppe stieß. Mindestens drei Schulterpaare: Erstens die eigene mitgebrachte Musiktherapie-Kompetenz, vermittelt durch London, zweitens die musiküberzeugten Mediziner, drittens die in der Sozialpädagogik/Sozialarbeit aufblühende Musiktherapie an den neuen Fachhochschulen.

HHDV:

Die persönliche Motivation Eschens zur Musiktherapie wurde durch eine besondere persönliche Leidenserfahrung nur noch verstärkt, die weniger bekannt ist, die er aber – darauf angesprochen – nicht verschwieg.

F.M.:

Ja, stimmt. Tragischerweise. Man könnte die Frage der Motivation dieses ja A-Kirchenmusikers, der mit 40 Jahren zu meiner englischen Filiale zum Studieren ging, damit erledigen, indem man feststellt, dass Musiktherapie damals in Deutschland nicht bis zu einem formalen Abschluss studiert werden konnte – auch nicht an

den Fachhochschulen, deren Absolventen Sozialpädagogen, -arbeiter blieben, egal wie sehr ich sie von mir begeistert und lebenslang infiziert hatte. Die Motivation Eschens in London wurde sicher gefüllt mit dem Kennenlernen der Nordoff-Robbins-Musiktherapie einerseits, der analytisch denkenden Mary Priestley andererseits. Aber zu dieser primären Motivation (durch Wissens-Inhalte) gab es auch eine sekundäre, eben die Erfahrung von Leiden ohne oder mit therapeutischem Wissen. Die therapeutische Kraft, die Eschen und seine mit ihm nach London gegangene Ehefrau Grete durch Musik und Musiktherapie am eigenen Leibe und vor allem in eigener Seele erfuhren und die für beide not-wendend war, ihrer beider Nöte wendend, war eingebunden in die Wolfsburger Zeit als Kirchenmusiker. 14 Tage vor dem geplanten Umzug nach London zum einjährigen Musiktherapie-Studium verunglückte die Tochter Dorothea auf dem Hinweg zu ihrer Abiturientenentlassungsfeier in der Wolfsburger Schulaula, in der die Eltern Eschen schon auf sie warteten.

Wolfsburg wurde durch London ausgetauscht und die sichere Stelle des höchstdotierten Kirchenmusik-Ranges (A) durch das Studentendasein, übrigens als Stipendiat der Volkswagenstiftung, die vom Ev. Studentenwerk auf Eschen und seine Motivation für Musiktherapie aufmerksam gemacht worden war.

HHDV:

Zurück zu den fachimmanenten Inhalten von Ihnen, Frau Musiktherapia. Sie betonten bei dem Thema Musiktherapieentwicklung in Deutschland vorhin mehrmals „BRD“ und „Westdeutschland“...

F.M.:

Ja, wichtig: Jetzt erinnern Sie sich mal, junger Mann, als Sie sich mit Ihren Kollegen der anderen Fachhochschulen trafen und sich untereinander fortbildeten. Was hatten Sie außer der reichlichen Selbsterfahrung allein und mit den Studierenden und Ihren Klienten in den o.g. Praxisfeldern für Literatur? Da gab es die der „Musik-in-der-Medizin“ – Mediziner, dann Musiktherapie-Bezüge in Büchern von Musikpädagogen wie Kurt Pahlmann, dann die importierten Titel von Benenzon und Alvin und eben – na? Richtig! Schwabe! Ich will mehr sagen zu ihm.

Christoph Schwabe hatte in all den Jahren der Entwicklung der Ostzone zur frühen DDR und von dieser zur späten hin eine wachsende Musiktherapie-Praxis zur Forschung hin begleitet und inmitten des psychotherapeutisch eher feindselig eingestellten Klimas der DDR eine Art inneren Zirkel moderner Musikpsychotherapie zusammen mit Ärzten und Therapeuten gegründet.

Schwabe profilierte Musiktherapie als eine solche längst vor den Musiktherapie-Definitionen von Reinecke-Rauhe-Willms u.a. oder der westdeutschen Fachhochschulen und da seine Auffassung von Musiktherapie „DDR-unabhängig“ und durchaus kompatibel erschien mit der der westlichen Kollegen waren seine Arbeiten – zuerst informell im Kalten Krieg auch des Buchmarktes, in der zweiten Hälfte der 70er dann offiziell durch Lizenzausgaben – mit Teil der Basisliteratur für westdeutsche Musiktherapie. Denken wir nur an die Titel der Bücher von Schwabe

wie „Regulative Musiktherapie“ oder „Aktive Gruppenmusiktherapie“ oder seine „Methodik der Musiktherapie und deren theoretische Grundlagen“.

Das waren bereits in ersten stabilen Fugen gefügte Musiktherapie-Konzepte mit deutlicher Entwicklungstendenz hin zu einer künstlerischen Psychotherapie. Deren Praxis und Theorie thematisierte auch jenes Denken um die freie Improvisation herum, das innerhalb der Arbeitsbedingungen in der DDR eine Provokation sein musste. Mut hatten sie, Schwabe und seine Getreuen von damals und es muss eine Genugtuung für sie gewesen sein, dass ihre in der DDR erschienenen Bücher die Grenze zur BRD passieren durften und eben mit Basisliteratur wurden für die Entwicklungen in der BRD.

Die menschlichen Beziehungen der Protagonisten der Musiktherapie damals waren zwischen hüben und drüben dankbare, herzliche, wechselseitig anerkennende – leider nur solange die äußere Mauer bestand. Nach deren Fall gab es Probleme, weil der Umgang mit den „Brüdern und Schwestern im Osten“ wie in allen Menschheitssituationen mit einer äußeren Mauer ein anderer gewesen war als ohne Mauer. Menschliche Mauern werden oft erst eingezogen, wenn die äußeren der Architektur gefallen sind. Das ist Schicksal jeder Gruppe, in der sich plötzlich mehrere Königinnen und Könige auf engem, gemeinsamen Raum wiederfinden, der vorher säuberlich geteilt war.

Anders gesagt: Die ostdeutsche Musiktherapie war bis Anfang der 80er Jahre ebenso maßgebend für die westdeutsche Entwicklung wie die pionierhafte Arbeit von Alfred Schmölz und seinem Team an der damaligen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Wien (heute Universität für Musik).

Die fleißige Publizistik von Herrn Schmölz schlug sich allerdings in sehr vielen Aufsätzen sehr vieler Fachzeitschriften nieder, was bekanntlich die Fachwelt, aber nicht die breitere Öffentlichkeit aufmerksam werden lässt. Aufmerksamkeit weckten mehr die Buchpublikationen Schwabes. Solche Ausflüsse der Gesetze des Printmarktes nahm den inhaltlichen Qualitäten der Basisarbeit vom Herrn Schmölz nichts. Außerdem lag Wien nicht in der abgeschotteten DDR, so dass etliche Musiktherapie-Studieninteressierte aus der BRD nach Wien gingen und das dortige Zusatzstudium mit großem Gewinn für sich und die heimatliche Situation von mir studierten. Einer aus dieser Schule ist der heute in Augsburg lehrende Timmermann, kennen Sie ihn? Ach ja, er nennt sie ja auch als seinen Lehrer. Mein Detail-Gedächtnis...

Wenn ich, die Musiktherapia, anthropologisch gesehen eine der ältesten Frauenpersönlichkeiten in der Menschheitsgeschichte bin, wenn auch eine der vitalisierendsten, weil ich mich nur in der Zeit ereigne, was auch Zeitlosigkeitsempfindungen nach sich zieht – so wäre ich – bezogen auf Ihre kleine Kurzgeschichte von mir im deutschsprachigen Raum zwischen Kriegsende und heute – in den 60er Jahren im Kleinkindalter und in der jüngeren Jugend bis Mitte der 70er. Durch die End70er hindurch wäre ich mit der Pubertät fertig, durch die 80er adolescent und seit Mitte der 90er leidlich erwachsen – was ich ja schon längstens war außerhalb der

BRD und der Schweiz. Siehe Österreich, DDR – die waren weiter und noch weiter waren die angloamerikanischen Filialen.

Sie krausen immer die Stirn, wenn ich von meinen Filialen spreche und ich weiß, dass Sie dies Wort kaufmännisch missverstehen, weil sie nicht viel von der Verbindung von Musiktherapie und Geld halten, was ein Irrtum ist. Meine „Filialen“ jedoch sehe auch ich nicht kaufmännisch. „Filia“ (lat.) sind nur die Töchter und von denen habe ich endlos viele. Deshalb ja die vielen Männer in unserer Nähe.

Aber ich sehe wieder Ihr Kopfschütteln, Sie sind ein unruhiger Geist, ein Getriebener. Belassen Sie mir doch mein Tempo – das tun Sie mit Ihren Patienten doch auch und Therapie/ Therapeuten und ihre Patienten sind doch so weit auseinander nicht immer. – Aber – ich verstehe ja, zu den 80ern und 90ern kommen wir in unserem Gespräch erst später.

HHDV:

Ja, danke für Ihr Bemühen um Stringenz, Systematik – ich weiß, was das für jemanden heißt, der oder in Ihrem Falle die sich in den 70ern in der freien Improvisation nahezu als allein selig machender Lebensmethode tummelte. Einer ihrer vielen Arme Ihrer vielen Töchter, Frau Musiktherapia, wurde dann auch Herr Eschen. Wie ging's weiter? Mit uns, mit ihm?

F.M.:

In der Gruppe der Fachhochschullehrer für Musik und Musiktherapie arbeitete er dann nur kurz, weil ihn Hermann Rauhe, junger Hochschulpräsident an der Hamburger Hochschule für Musik und Darstellende Kunst (heute Theater) engagierte, um einen ersten Studiengang für Musiktherapie in Westdeutschland zu begründen. Einen kleinen, bescheidenen, aber immerhinque mit hohem Rang, denn er war verklammert mit dem Studium der Erziehungswissenschaften/Sonderpädagogik an der Uni bzw. durch das Lehramt Musik an Sonderschulen, auf das nur durch ein Schulmusikstudium geklettert werden konnte. „Zusatzstudiengang Musiktherapie für Studierende des Lehramts Musik an Sonderschulen“ hieß es im Hamburgischen Gesetzesblatt.

Als gesonderter Studiengang für das, was ich darstelle, Musiktherapie, war dies in seiner ganzen Planung der erste eigenständige Studiengang in der BRD. Auch wenn ich – wie die Wiener und die Münsteraner heute noch – einen musikpädagogischen Schutzhut trage.

Die politische Annahme war, dass die Sonderschulen Hamburgs in Kürze als erstmaliges Modell in der BRD auch ihre Lehramtsinhaber, die nach dem Studium gleichzeitig MusiktherapeutInnen waren, für Einzel- und Gruppenmusiktherapien in den Nachmittagen abstellen würden.

Der Plan misslang aus – ja, wieder aus Geldgründen der – o Gott, dies Bandwurm-Wort, das es auch bei Ihnen an allen Hochschulen gibt – aus Gründen der „Unterrichtsstundenkapazitätsberechnungsvorschriften“ versus der Möglichkeiten, besonders therapiebedürftige Kinder und Jugendliche schulintern therapeutisch auffangen und im Schulanforderungsprofil halten zu können. Müssen Sie ei-

gentlich immer in diesen Extremen sprechen und schreiben: Entweder nur diese Bandwürmer – oder nur diese vielen Kürzel aus zwei und drei und vier Buchstaben. Auf eben letzte sollte man sich mal setzen und wieder Deutsch reformieren, nicht nur Musiktherapie gründen.

Im Nachhinein wurden und sind die AbsolventInnen dieses Zusatzstudiums bis heute begehrte MusiktherapeutInnen an Kliniken, auf die die AbsolventInnen ebenso hofften wie die Kliniken teilweise auf sie.

Ich sehe als einen der vielen Gründe dafür, dass bis heute die Hamburger „Zusatzstudierenden“ („ZuStudis“) oft auch den Absolventinnen der späteren Diplom-Aufbaustudiengänge und heutigen Masterstudiengänge bei Bewerbungsgesprächen in den Kliniken vorgezogen werden, darin, dass diese ZuStudis arbeiten lernten wie Pferde mit besonders entwickeltem limbischen System, Hypothalamus und Frontalhirnlappen: Denn sie studierten und studieren (bis heute) zeitgleich in drei sehr verschiedenen Studiengängen von zwei noch verschiedeneren Institutionen: Schulmusik im entsprechenden Fachbereich, Musiktherapie in der „Fachrichtung Musiktherapie im Fachbereich Musikpädagogik“ an der Musikhochschule und Erziehungswissenschaften/Sonderpädagogik an der Hamburger Universität.

Wissenschaftliches und kreatives, künstlerisches Arbeiten unter high-stress – das haben diese jungen Menschen, von denen die ersten jetzt zwischen 50 und 60 Jahre alt sind, also gelernt und ich erinnere nur sehr wenige Abbrüche. Außerdem werden Personalentscheidungen im Gesundheitswesen als Ort von Interaktionsberufen immer noch aufgrund des persönlichen Eindrucks einer Bewerberin entschieden – und nicht in erster Linie aufgrund der Zeugnislage. Das ist erfreulicherweise bis heute – 2013 – so.

Ohne den früh zur Leitung der damaligen Schulmusikabteilung berufenen und späteren Dekan des entsprechenden Studiendekanats Wolfgang Hochstein bestünde das Zusatzstudium Musiktherapie als ältestes Studium in der BRD heute nicht mehr, weil damals wie heute die Schulmusikabteilung auf etliche der meist geizig verwalteten Semesterwochenstunden verzichtete – zugunsten der Musiktherapie. Ich vermute keineswegs nur taktische Klugheit oder die Autorität des Präsidenten Rauhe hinter den frühen und heutigen Beschlüssen des Direktors des Instituts für Schulmusik sondern fachimmanente Verwandtschaft zur Musiktherapie. Schließlich war Hochstein der Begründer für das erste „Fach“ Klavierimprovisation für Schulmusiker in der BRD überhaupt. Wenn das keine innere Verwandtschaft zu mir ist, nicht wahr?

In diesem bald halben Jahrhundert Zusatzstudium, dem ersten Studiengang nur mit dem Namen Musiktherapie, gab es meines Wissens keine fünf Abbrecher. Richtig? Sie waren doch dann auch dabei? Und war nicht eine Studentin in einer Ihrer allerersten Gruppen an der Musikhochschule die Ulrike Haage und die für die spätere Musiktherapie wichtige Sabine Rittner, die jetzt in Heidelberg...die mit der Stimme ...? Nein?

HHDV:

Doch, die kamen dann schon, aber später. Wie ich auch erst später kam. Also noch nicht. Bitte, Frau Musiktherapia, bitte zum Thema. Ich höre Sie mehr von Strukturen erzählen oder von Personen, die erst viel später kamen. Können wir die letzte Schicht der Geschichte noch mit den zugehörigen Namen vermenschlichen? Und dann zügig weitergehen?

F.M.:

Sie sind mit diesem Tempo auch ein Kind Ihrer Zeit geworden, mein Lieber, auch wenn Sie in der Heide auf dem Land leben. Ich bemühe mich um Tempi zwischen Allegro und Presto, wenn Sie mir – bitteschön – zwischendrin kleines Largo und winziges Adagio, also mindestens aber ein ruhiges Andante gönnen. Meine hirnelektrische Aktivitätsintensität ist schließlich – aber was geht das Sie an. Also weiter. Namen wollen Sie.

Rauhe war ein schneller Informationsverarbeiter, hörte vom Fachhochschulprofessor für Musiktherapie in Hannover und holte ihn nach Hamburg – auf den ersten Lehrstuhl für Musiktherapie, von dem aus Eschen sich auch als „erster Beamter für Improvisation“ bezeichnen konnte. Die damals höchste Besoldungsstufe „C 4“ führte zu einem weiteren lustigen Beinamen: Man war auf einer C 4-Stelle ein Zephir...

HHDV:

Wenn ich zu dem Zephir mal anmerken darf: Es war der Level von Eschens Professur in Hamburg als Lehrstuhl, der auch bei den schwerhörigsten Verfechtern der klassischen Hochschulfächer im Elfenbeinturm ambivalente Neugier weckte. Wir Fachhochschullehrer waren ja nun auch schon meistens Professoren, aber keine auf Lebenszeit und nun ein Zephir eines neuen Faches, das noch nicht einmal mit Diplom abschloss, nur mit Zertifikat, war Sensation.

Die Reaktion des akademischen Establishments war demnach: Auf einer Sitzung des Deutschen Musikrats hörte ich denn in einem Gespräch zwischen Zephiren der Musikwissenschaft von drei Universitäten, dass diese Hamburger Professur für Musiktherapie – ähnlich wie die an den Fachhochschulen – vermutlich ähnlich einzustufen seien wie der Versuch in Freiburg mit dem Herrn Benda auf einem Lehrstuhl für Parapsychologie...

F.M.:

Weiß ich doch. Aber das ist Kongress – Klatsch, Tagungs-Gerede, weswegen ja viele überhaupt zu Kongressen eilen. Aber jetzt bitte ich einmal um Rückkehr zur Fachimmanenz.

Die „freie“ musikalische Improvisation in der Arbeit von Euch Fachhochschullehrern im Sozialbereich, war ein Teil der Curricula von Musiktherapie-Veranstaltungen.

Andere Teile waren die Kinderlieder für die KiGas, Kitas, Horte und deren musikalischen Früherziehungsprogramme. Außerdem wurde in Eure Musikthera-

pie auch Singen und Musizieren mit Menschen im 3. und 4. Lebensabschnitt einbezogen, also „Macht hoch die Tür“ zum Advent, „Mama“ von Heintje zum Muttertag, Choräle das Kirchenjahr hindurch und Operettenschlager im Winterhalbjahr. Natürlich psychologisiert bis zum Geht-nicht-mehr: Emotionale Bedürfnisanalysen gab es für die allgemeine Altenarbeit (Gerontologie) oder die Alterserkrankten (Geriatric). Kein Lied, ohne dass nicht dazu frei oder biographisch assoziiert wurde (ganz nah bei Freuds Couch versuchte man zu singen, zu spielen, zu improvisieren, wobei Letzteres, die Assoziation, bei Kindern und Senioren – wie Sie wissen – keineswegs den Rang1 einnimmt.) Im Gegenteil. Die wollten Struktursicherungen und nicht so wie die Studenten und ihre jungen Dozenten, die eben manche dieser Strukturen aufweichen, austauschen wollten. 1968 ragte mit seinen Reformen oder Revolutionen an den Hochschulen immer noch weiter und manchmal mehr in die 70er hinein als auf den Straßen des Jahres 1968 in die Medien.

Anders bei Eschen: Er lehrte jetzt seine 4 bis 8 Studierenden freie Improvisation, meist durchgängig im Sitzen, aber die Tiefenschärfe und die Spannung in dieser „Musik der dyadischen Beziehungswelt“ zwischen Studierender und Lehrendem ließ die Empfindung „langer Weile“ wohl nie aufkommen. Er lehrte Gruppenmusiktherapie und natürlich Theorie in Seminarform.

Heute lässt sich leicht lästern über diese Rollenvermischung von Lehre und therapeutischer Begleitung mitsamt der Prüferrolle zum Abschluss, die schon in der Generation danach verunmöglicht wurde, weil die Psychodynamik eines Studierenden natürlich überstrapaziert sein kann, wenn er in der (lehr)therapeutischen Begleitung zu seinen Lebensängsten musikalischen und verbalen Ausdruck findet – und demselben Begleiter dann als Prüfer gegenübersteht.

Überstanden haben diese frühen Zeiten, die auch nur kurze waren, wohl alle – glaube ich.

Was aber eine Musikhochschule gänzlich von jeder anderen Hochschule unterschied, erst recht den meist linkslastigen Fachhochschulen des Sozialwesens, war die Politik-Ferne.

Musikhochschulen sind per se Übungszentren, die alle Energie auf das Handwerkliche am Instrument bzw. das „Stimmwerkliche“ an der Stimme fokussiert, die Übergänge des Handwerks zur Kunst baut und dann weiter die Übergänge von der Kunst – je nach ‚Genie‘ – zur Bühne des Konzertsaals oder Klassenzimmers einfordert. Alles zusammen ist eingebunden in die Kernzelle musikhochschulischen Studiums: das emotional-psychische Sondersetting, welches die Beziehung im Einzelunterricht zwischen Meister(in) zum Jünger zum Zentrum der Zwiebel Musikhochschule macht, Ensemble-Spiel, Theorie-Seminare sind nur weitere Schalen um dieses Zwiebelzentrum.

Der innovationsbegierige, revolutionäre Geist der wissenschaftlichen Hochschulen und Fachhochschulen drang in diese damaligen musikhochschulischen Elfenbeintürme nur in wenigen Einzelfällen durch.

Haben Sie, mein Lieber, nicht 1968 an Ihrer Trossinger Hochschule demonstriert gegen das in einem Überaum Eingeschlossenwerden der Studierenden durch ihre Hauptfachlehrer, wenn sie nicht genügend geübt hatten? Ja, nicht? Eben!

Musiktherapie in den 70ern entwickelte sich zwischen den Musiktherapie-Angeboten der politisierten Fachhochschulen einerseits – und eben dem Elfenbeinturm in Hamburg. Sonderfall Musiktherapie: Die Musiktherapie-Studierenden waren eben gleichzeitig an der Uni und „pitsch-wacher“ in Sachen Politik und Gesellschaftspolitik und diese Pitsch-Wachheit brachten sie in die Musiktherapie mit ein. Zu einem zwar erzkonservativ gekleideten Eschen, der aber so früh es ging die Grünen wählte und für sie dezente Reklame machte.

Ein bisschen noch von dem Geist der 1968er las ich auch damals in dieser Zeitschrift „Musik und Kommunikation, Zeitschrift für Medienpädagogik und Medientherapie in der sozialen Praxis“, in der Sie, junger Mann, damals alle die bisher Genannten sammelten, Praktiker, Fachhochschullehrer und eben auch den Rauhe und Eschen, alles Menschen mit Musik als Therapie im Rucksack hinter sich oder auf dem Tablett vor sich. Ob Rucksack oder Tablett entschied den persönlichen und/oder institutionalen Profilierungsbedarf und dessen Tempo.

Zusammen mit der angestrebten Sonderschule als Praxisfeld der frisch akademisierten Musiktherapie zeigten die Schwerpunktthemen der Zeitschrift „Musik und Kommunikation“ einen guten Spiegel der neuen Praxisfelder bzw. Methoden für Musiktherapie – neben den bisherigen in der Psychiatrie, in der Heilpädagogik.

Raten Sie mal, welches Thema zuerst kam? Eben, richtig: Improvisation. Dazu schrieben auch Autoren von außerhalb der Musiktherapie wie Gertrud Meyer-Denkman und der weibliche Guru der freien Improvisation Lilli Friedemann, (deren letzte Seminare wenige Jahre später in Ihrer Dorfschule in der Heide stattfanden, richtig?).

Oder „Musik und Emotion“ (u.a. mit einem Kernaufsatz jener Almut Seidel), es folgten „Schulsozialarbeit“, „Musik und Medien in der Arbeit mit Kindern“, „Musiktherapie und Theater“, „Musik in der Sozialpsychologie und Sozialpsychiatrie“, „Musik in der Gemeinwesenarbeit“, „Musik in der musikalischen Entwicklung“ (Daniel Stern tauchte erst 15 Jahre später per Buch auf und 1996 dann als Person auf dem 8. Weltkongress sicht- und hörbar für alle Musiktherapeutinnen). Es folgten „Musik und Körper“, „Musik mit älteren Menschen“, „Maltherapie-Musiktherapie“.

Alles in allem mischten sich die Schilderungen von Methodenentwicklungen mit denen von Praxisorten und mit „Mode“-Fächern (Sozialpsychologie, Körpertherapien usw.).

Diese Zeitschrift im kleinen, aber feinen Verlag der Eres Edition hatte in Horst Schubert einen Musik-Verleger, der „gerne in unbekannte Wasser sprang“ (Eigenzitat), wenn es um Musik und Therapie ging. Die primäre Motivation dazu war die Elternerfahrung mit der eigenen Tochter, die unter den Lebensbedingungen eines Langdon-Down-Syndroms aufwuchs. Die sekundäre die des neugierigen Verlegers, der gleich noch eine Buchreihe mit Obertitel förderte, welcher diese sich

schnell erweiternde Schnittfläche zwischen Musiktherapie im engeren klinischen Sinne und Musiktherapie als Soziotherapie spiegelte: „Therapie und Erziehung durch Musik“ – eine Werkreihe zur Musiktherapie und ihren Ansätzen aus dem Elementarbereich“. Im ersten Band schrieb dann Eschen seinen ersten Aufsatz zusammen mit Kollegen noch aus dem eben verlassenen Fachhochschulbereich.

Die Titel „Musiktherapie in der Heimerziehung“ (Gerhard Liebetrau u.a.), „Musiktherapie in der Körperbehindertenpädagogik“ (Klaus B. Müller), „Musiktherapie bei verhaltensgestörten Kindern“ (Waltraud Vorel) öffneten der Musiktherapie neue Leserkreise zu den im akademischen und wissenschaftlichen Bereich hochetablierten Hochglanztiteln aus dem Stuttgarter G. Fischer-Verlag, aus dem wir Musiktherapie-Dozenten mit musikpädagogischem, therapeutisch also autodidaktischem Hintergrund fleißig unsere Musiktherapie-Theorien bezogen und mutiert auf unsere Praxisfelder entwickelten. Frühe, wegweisende Primärliteratur aus Stuttgart waren „Musiktherapie bei psychotischen Erkrankungen“ (von Harm Willms, den Rauhe neben den hauptamtlichen Eschen als Honorarprofessor engagiert hatte) und die „Grundlagen der Musiktherapie und Musikpsychologie“ von Gerhart Harrer, eben jeder Harrer, der Herbert von Karajans Neugier an Musiktherapie weckte, welche beide mit Medizin verbanden, kaum mit Psychologie oder Psychotherapie.

Keine Marginale, aber vorangemerkt: Die Dame Isabelle Frohne-Hagemann, eine echte Tochter von mir, weil ich sie eben als junge Frau Musiktherapie unter den vielen Männern damals kennen lernte, redete und schrieb ja auch schon mit. Während sie das Fach „Schulpraktisches Musizieren“ in der Hamburger Musikhochschule gleich nach ihrem Examen übernahm, das auch alle Musiktherapie-Studierenden Eschens bei ihr versammelte, schieb sie als Dissertation bei Rauhe und dann abgewandelt für die neue Buchreihe „Das Rhythmische Prinzip“ – mit einem ebenfalls für die Zeit der Öffnung zu interdisziplinärem Denken und Handeln typischen Schnittfelduntertitel: „Grundlagen, Formen und Realisationsbeispiele in Therapie und Pädagogik“. Eine damals hochmoderne Uferlosigkeit – heute lächeln wir darüber. Aber ich, mein Lieber, wirke heute nicht weniger uferlos. Die Uferlosigkeit besteht heute aus dem vielen Spezialwissen und den vielen Spezialwissenschaftlern in der Musiktherapie, von denen wir damals nicht mal träumten: Neurologische Musiktherapie, analytische Musiktherapie, verhaltenstherapeutische, funktionale, schwäbische – sorry, ich meine die Schwabe-Musiktherapie – anthroposophische Musiktherapie – ach, ich stehe mit meinem heutigen uferlosen Spezialwissen auf den Schultern eben auch dieser Zeit.

Zusammengefasst bedeuteten die 70er Jahre für mich vier riesengroße Chancen:

Die erste hatten wir schon – mein Einzug *expressis verbis* als Musiktherapie in die Fachhochschulen nach deren Vorbereitung und Gründung am Anfang des Jahrzehnts.

Die zweite Chance waren die Gründungsvorbereitungen der Deutschen Gesellschaft für Musiktherapie (DGMT), eine Interessengemeinschaft, die damals

schon quasi ‚proto-träumte‘ von Anerkennung des Berufsbildes, Krankenkassen, aber auch schon früh Fortbildung und Weiterbildung entwickelt. Schon wieder Namen? Ich bitte Sie, es sind doch immer dieselben gewesen: Wieder Willms und Team, dann Eschen und schnell die meisten der von mir hier erinnerten Namen. Teilweise hat Gott sie ja schon länger selig und nicht nur so kurz wie den Herrn Eschen.

Die DGMT expandierte schnell: Landesgruppen (die in Niedersachsen hatten Sie doch auch lange am Hals von Ihrer Dorfschule aus, mein Lieber, oder nicht?), dann die eigene Zeitschrift, Tagungen...da musste ich schon manchmal hasten, hetzen, eilen, tun, machen... Aber das tut ja jede Mutter mit kleinen und größeren Kindern, die ich nun hatte.

Die dritte große Chance in den 70ern wurde die Gründung eines weiteren Studiengangs an der Fachhochschule der Stiftung Rehabilitation in Heidelberg.

„Ein Lebenswerk in jungen Jahren“...

...habe er erschaffen, sagte Johannes Th. Eschen einmal zu Hans Volker Bolay, was stimmte, wenngleich auch Heidelberg ohne Hamburg nicht so einfach gezeugt und geboren worden wäre. Nicht mehr feststellbar die vielen Fahrten, die Eschen – erst mit Rauhe als Großautorität hinter sich – für die Verhandlungen im Stuttgarter Ministerium später allein, abfuhr.

Die Achse Hamburg-Heidelberg war sehr dicht und stabile Argumentationsgrundlage für Aktivitäten Dritter wie von Wolfgang Schroeder mit einem Studienangebot an der Uni Würzburg. Wie so viele besonders dichte, belastbare und dadurch belastete Achsen hielt die Achse nicht ewig, aber einzeln rollten die Räder an den Achsenenden natürlich weiter. Hochschulen waren und sind Ländersache.

Die vierte große Chance wurde meine „Ausbildung der Ausbilder“ am Gemeinschaftskrankenhaus in Herdecke, dem Vorläufer der späteren Universität Witten/Herdecke, geleitet von Konrad Schily und Eschen.

Jaja, doch, Eschen – er wurde von seinem Präsidenten freigestellt für diese zwei Jahre mit zu erwartender großer multiplikativer Wirkung auf mich als Musiktherapie-Szene. Sein Freisteller – ja, ja, auch wieder Rauhe – war ein Mann des großen Herzens, das nicht nur für die eigene Hochschule schlug, sondern ganz allgemein für Gründungen.

Sie merken ja, mein weibliches Herz schlägt auch für Männer und eben auch für Männer, die keine Musiktherapeuten waren und sind. Rauhe ist ein solcher und er ist ein Wegbereiter für mich und meine Töchter und Söhne und das war er auch für Herdeckes Ausbildung der Ausbilder.

Herdecke kostete nämlich Geld – und wissen Sie, wie es floss? Nein? Nur halb? Na, in Kurzform noch mal, weil diese Geschichte nicht im Buch steht, das extra der Geschichte des Mentorenkurses Herdecke gewidmet ist (J. Th. Eschen, Hg., ‚Zu den Anfängen der Musiktherapie in Deutschland, Mentorenkurs Musik-

therapie Herdecke Rückblick und Ausblick', Wiesbaden, 2010.) Nun – die Anfänge waren früher, wie ich Ihnen ja erzähle, aber reflektieren wir erst mal die Anfänge, die vor den von Einzelpersonen gesehenen Anfängen waren – dann ist die Kette natürlich endlos.

Also die Story, eine bewegende, weil sie zeigt, wie nachhaltig ein schlichter Einblick in meine Praxis und Wirkung ist:

Das Geld floss nach einer Audienz beim damaligen Wissenschaftsminister in NRW namens Johannes Rau, richtig, späterer Bundespräsident, für die nicht mehr als 10 Minuten Zeit zur Verfügung gestanden hatte (Rauhe).

Durch wohl einen Doppelkontakt (Hamburg/Rauhe und Herdecke/Schily – Rauhe und Rau kannten sich vom Kirchentagspräsidium her und pflegten beide leidenschaftlich den Gesang und ihr eigenes Singen) kam der Termin in der Düsseldorfer Staatskanzlei zustande. Thema: Planung eines Musiktherapie-Studiengangs für Multiplikatoren

10 Minuten hatte Eschen Zeit, den Minister inhaltlich in Musiktherapie einzuführen und nach diesen zehn Minuten floss das Geld für Herdecke. Wegen „Edward“.

Außer durch Eschen wurde dieser Herr Rau nämlich überzeugt von „Edward“ bzw. der Stimme dieses kindlichen Patienten auf einer dieser altmodischen Musikkassetten. Die Herren Nordoff und Robbins hatten ihre Behandlungsschritte mit „Edward“ mitgeschnitten, das Eschen jetzt dem Minister vorspielte. In den verschiedenen kurzen Ausschnitten hörte sich Rau die Veränderungen der Stimme Edwards in der Musiktherapie an: Vom widerständigen, offen aggressiven Schreien über vererbende Destruktivität in der Stimme hin zu sehnsüchtigem Klagen und schließlich dem gemeinsamen Call – Response im „Hello“-Lied.

Der Minister war tief beeindruckt und genehmigte alles, auch wenn Herdecke dann keine ausschließliche Nordoff-Robbins-Methode schwerpunktmäßig lehrte, sondern mehr das zugehörige Gegenteil: Die psychoanalytisch-tiefenpsychologisch orientierte Arbeit, wie Eschen sie in einem seiner Praktika in London bei Mary Priestley in seinem Studienjahr kennengelernt hatte.

Herdecke orientierte sich an der frisch verabschiedeten Studien- und Prüfungsordnung der Hamburger Musiktherapie und zwar deshalb, weil die Studierenden dieser Multiplikatoren-Ausbildung in Herdecke mit einem Diplom in Musiktherapie von Hamburg abschließen würden. Konrad Schily vertrat in dieser Ausbildung die Musik in der Medizin, weit über deren funktionelle Wirkung hinaus. Es wurde ein länderübergreifendes Projekt, das nun 1978/79 lebte und sein Ziel erreichte: Allein acht von den zunächst 15, schließlich 13 Teilnehmern leiteten in den folgenden 80ern bald eigene Aus- oder Weiterbildungen (wie die sich nach Herdecke gründende Morphologen-Gruppe) oder staatliche Studiengänge (wie Mahns den Zusatzstudiengang Musiktherapie für Sonderpädagogen ab 80 er Jahre in Hamburg oder Buzasi in Pecs/Ungarn).

HHDV:

Das war die Realisierung der Chance, die die 70er Jahre abschloss? Können wir hinüber in die 80er?

F.M.:

Ja, gleich. Sie vergessen sich selbst, mein Lieber! Und Sie vergessen, dass nicht nur ein deutscher Minister in Düsseldorf und einer in Stuttgart für die Heidelberger erfolgreich zur Musiktherapie missioniert wurde, sondern auch ein amerikanisches Erziehungsministerium diese deutschen Musiktherapie-Aktivitäten beeinflusste. Genauer, ich meine dieses Hochschul-Institut mit dem langen Namen, das Sie mit dem schweiz-amerikanischen Musiktherapeuten Paolo J. Knill und dem Kunsttherapeuten Shaun McNiff vom Arts Institute des Lesley College in Cambridge/USA zusammen in der Heide gründeten.

Von dort aus gaben Sie ja die Zeitschrift Musik und Kommunikation (MuK) heraus, die später überging in die Zeitschrift „Musik und Gesundheit“, die es bis heute gibt für Leute, die nicht nur Fachleute sind. Im Gegensatz zur Zeitschrift „Musiktherapeutische Umschau“ als meinem größtem und dienstältestem Fachorgan eben für die ganze Wissensszene. Immer lustig, diese MU, MuK, MUG – das lässt sich gut singen oder als logopädisches Instrument nutzen.

Zurück zu Ihrem Institut mit dem Endlos-Namen.

Das Ding hieß...?

HHDV:

Lesley Institut für Medien – und Ausdruckstherapie, kurz (LIMA).

F.M.:

– eben. Und hauptsächlich verbarg sich hinter diesem Namen, den sich ja auch die Musiktherapie an den Fachhochschulen teilweise gegeben hatte (Medientherapie), tatsächlich und hauptsächlich eben mich – Musiktherapie. Während in Herdecke bis heute vertraute und aktuelle Namensträger studierten (Rosemarie Tüpker, Eckhard Weymann, Frank G. Grootaers, Tilman Weber – die spätere Gründungsgruppe der „Morphologischen Musiktherapie“, noch eine neue Musiktherapie-Tochter – und Wolfgang Mahns (damals Hass), Benedikte Barth-Scheiby, Mechthild Jahn-Langenberg, Inge Nygaard-Pedersen, Nikolaus Buzasi, Rosemarie Füg, aus den Augen bzw. meinen guten Ohren habe ich verloren Joachim Ostertag, Ludwig Streicher und Ulrike Winter) lernten bei den Musiktherapie-Dozenten aus USA und aus Wien (z.B. Stella Mayr) und aus dem deutschen Fachhochschulwesen in der alten Dorfschule in Hösseringen / Lüneburger Heide Menschen Musiktherapie in offenen Kursen und Blockseminaren kennen. Namen? Z.B. Tonius Timmermann und Wolfgang Meyberg, die noch weiterstudierten z.B. in Wien oder direkt am Lesley in USA. „Berufsbegleitende Zusatzausbildung“ hieß das, wohinein dann rund 1400 an Musiktherapie und Kunsttherapie Interessierte anreisten, meist anderthalb Jahre lang. Sie und die vielen anderen, die die kunsttherapeutischen Seminare besuchten oder Psychologie-Seminare für Kirchenmusiker der Landeskirche

Hannover ließen ihre Spuren in den alten Klassenzimmern – wie auch umgekehrt die in diesen Räumen therapeutisch bezogene improvisierte Musik in den Teilnehmern. Das letzte Seminar leitete der weibliche Guru der Improvisationsmusik Lili Friedemann.

Zum Lesley College baute die Hamburger Hochschule übrigens kurze Zeit später noch zwei wichtige Brücken zur hochschulrechtlichen Erweiterung und Etablierung der Musiktherapie in Hamburg. Doch davon in den 80ern.

Übrigens, mein Lieber, mit Herdecke waren Sie ja indirekt dadurch verbunden, weil Eschen Sie im Vorgriff auf den Herdecke-Kurs, für dessen Dauer er ja nicht mehr in Hamburg arbeitete, 1977 fragte, ob Sie sich auf eine nebenamtliche Professur für das Zusatzstudium Musiktherapie bewerben würden. Das war Ihre Zeit an diesem Lesley Hochschulinstitut des College in Cambridge.

Sie sagten zu – wie auch der Psychiater Harm Willms und Teichmann-Mackenroth – und wissen Sie noch, wer zu Ihrer Überraschung in der Berufungskommission saß, vor der sie die Probe-Lehrveranstaltung hielten? Nein, nicht die älteren Professoren der Hochschule meine ich, ich meine die Autorin des „Rhythmischen Prinzips“, das sie in Ihrer Buchreihe herausgegeben hatten: Isabelle Frohne. Später, runde zwanzig Jahre später, holten Sie sie als Professorin von Berlin nach Hamburg als Ausgleich für das freie Improvisieren. Es war eine bestimmte Methode des Hörens von Musik und ich wirke ja schließlich auch auf Menschen heilsam durch Hören von Musik. Dschi-ai-em hieß diese Methode, natürlich aus dem Ausland, aber trotzdem sehr gut und sehr wichtig. Oh, dieses ewige Improvisieren.

Jaja, es lässt sich nicht ändern: Meine Personaldecke damals war viel kleiner als mein Tisch, den sie bedecken sollte. Gefährlich klein, denn es kannte fast jede jede, jeder jeden, jede jeden und jeder jede.

Jetzt können wir rüber – in die 80er.

HHDV:

Ich bitte noch um einen kleinen Augenblick: Sie seufzten eben bei dem Schlüsselwort freie Improvisation. „Oh dieses ewige – Sie erinnern“?

F.M.:

Ja, stimmt. Ich seufzte ein bisschen, weil man mit mir, also der Musiktherapie in den 70ern, dasselbe tat wie mit den allermeisten Wissensgebieten: Man hielt mich in einem Extrem fest. Wissensgebiete, wissen Sie, pendeln von einem Extrem zum anderen. Besonders deutsches Wissen ist dafür bekannt. Ein Beispiel: Kaum hat man entdeckt, dass das Temperament eines Menschen vom Milieu geprägt wird – so wird allerorten heftig entsprechend gepredigt und geschrieben, wie durch freien Ausdruck und freie Kreativität Temperament entwickelt werden kann. Gefühlt gelten solche neuen Entdeckungen damals (also bis 1990 ca.) 15 Jahre – dann geht das Pendel in die andere Richtung und es gilt, dass Temperament nun doch mehr genetisch sei.

Verstehen Sie den Vergleich? Musiktherapie bis Ende 60er war wirklich ein bisschen zu ähnlich der klassischen Musikerziehung – Lieder, Musikstücke, Lieder,

Musikstücke, Musik kann ja nie schaden... (das mit dem nie Schaden anrichten war auch ein Irrtum, aber das lassen wir jetzt mal). Also kam die freie Improvisation beim Pendeln in die andere Richtung. Der Herdecke-Absolvent und Mitausbilder in Hamburg, Eckhard Weymann, sprach ja denn auch von „Improvisation als prominentem Medium“. Er hatte ja recht, aber jede Prominenz läuft Gefahr, eben dies auch zu sehr sein zu wollen: prominent. Und neben der Prominenz der freien Improvisation musste ich mit der Lupe suchen, wo in der Musiktherapie eigentlich noch ein schlichtes Lied gesungen oder ein Stück aus dem klassischen Repertoire für den Patienten gespielt wurde, der sich so was ja auch wünscht.

Nicht umsonst hat Mary Priestley, die englische Großmutter der deutschen Musiktherapie, MusiktherapeutInnen empfohlen, rund 40 Stücke auf dem eigenen Instrument aus verschiedenen Epochen der Musikliteratur für solche Patientenwünsche auch parat zu haben. Kleine, ganz kleine nur, aber eben parat – Musik, die für den Patienten gespielt wurde wie seinerzeit eben für das Urklischee des Musiktherapie-Patienten, den König Salomon. Sehr in meinem Sinne hat der Tonius Timmermann diese Art von Musik dann im möglichen Methodenrepertoire als „Für-Spiel“ bezeichnet. Ausgleich für das viele prominente Improvisieren, das verständlicherweise so überbetont wurde, weil vorher der klassische Bereich überbetont war.

Die Mitte zwischen den Extremen macht's oder besser: Das Pendeln des Pendels zwischen den Extremen. Heutzutage – im neuen Jahrtausend, mein Gott, wie die Jahrtausende an mir vorbeirauschen – heutzutage darf ich ja verbunden werden mit Aufstehen aus dem Improvisations-Stuhl, darf ich Wechseln in freie Bewegung – oder ein Bild als seelische Partitur für meine Impro nehmen...

Prominentes, das sich zu sehr betont, kommt etwas einäugig daher, ich meine einohrig, schließlich rede ich hier als Musiktherapia.

Ich war also ganz froh über die Aufbrüche der ausschließlichen Improvisation, in der zudem in nur seltenen Fällen mein Lieblingsinstrument gebeten wurde: Die menschliche Stimme. Freie Improvisation? Sie war damals auf instrumentales Improvisieren begrenzt und so frei denn doch nicht. Denn ganze Freiheit spielt der Mensch musikalisch aus, indem er – singt. „Ich singe, was ich nicht sagen kann“ – das war denn auch eine tolle Thematik in der Dissertation von jener Rosemarie Tüpker aus Herdecke – aber ich sehe, gleich sagen Sie, ich schweife wieder.

Also allgemein zu diesen einäugigen, einohrigen Wissensentwicklungen – man nennt sie in der Wissenschaftspsychologie zwanghaft oder kontinuumfixiert. Sie waren und sind ähnlich der einseitigen Zeit mit ihrem Zuviel an Singen(müssen), die abgelöst wird vom Garnichtmehr-Singen(dürfen). Entweder – oder. Es sei nicht verschwiegen, dass Rauhe diese Einseitigkeit der freien Improvisation in der Fachrichtung Musiktherapie seiner Hochschule enttäuschte. Sein Credo war eben Singen, nicht nur Kanon, aber liedgutorientiert. Rauhe konnte jedoch sehr gut diese damals als nötiges Gegengewicht erscheinende Überbetonung der freien Improvisation respektieren. Das ist etwas anderes als zu akzeptieren.

HHDV:

Danke. Ich meine bitte. Bitte jetzt die 80 er.

F.M.:

Nein, noch was. Wir dürfen weitere inzwischen fast vergessene Initiative zu Musiktherapie-Ausbildungen nicht vergessen. Da gab es diesen einmal durchgeführten Studiengang Musiktherapie im FB Psychologie der Universität Salzburg, in dem z.B. der Arzt und Musiktherapeut und Dozent für Musiktherapie an der Hamburger Fachhochschule, Lothar Imhof und seine Frau studierten. Oder auch Karl Hörmann, der neben seiner dann bald beginnenden musik- und tanzpädagogischen Arbeit an der Sporthochschule Köln ein musiktherapeutisches Ausbildungskonzept zum „diplomierten Musiktherapeuten“ zu entwickeln begann. Das war durchaus sinngebend, mich mit Tanztherapie zu verbinden.

Hochseriös waren natürlich in dieser Zeit auch die Herren Probst und Kermelmeyer mit ihrem anteiligen Musiktherapie-Plan im Sonderpädagogik-Studium an der Uni Dortmund und ein bisschen später bezog auch die Kölner Heilpädagogik an der Uni meine Netzwerke mit ein. Ja – war das der Dichter Goethe mit dem „weiten Feld“, das ich sei...?

HHDV:

Nein, Theodor Fontane, und er meinte – Verzeihung – nicht sie, Frau Musiktherapia. Darf ich jetzt endgültig in die 80er bitten, ja?

F.M.:

Ja. Es gab ein Kuriosum: Die Herdecke-Absolventen mussten auf ihre Diplom-Übergaben 1979 noch warten, weil ein echtes Politikum für mich, die Musiktherapie, erst einmal etabliert werden musste. Mein neues Kind war schon geplant in Herdecke, wo sich Schily und Eschen am letzten Krankenbett von Paul Nordoff trafen und Grundsätzliches zum Thema „Aufbaustudium“ träumten.

1983 geriet der Traum von einem solchen – anders als in Herdecke – berufsbegleitendem Aufbaustudium in die Nähe erster Realität. Vom politisch gut vernetzten Rauhe wurde der Aufbaustudien-Traum transportiert zu der hochrangigen politischen Institution, der „Bund-Länder-Kommission für die Bundesrepublik Deutschland“. Die gab ein Planungspapier für ein Diplom-Aufbaustudium Musiktherapie in Auftrag.

Die Musikhochschule strebte gleichzeitig auch den Status einer „Wissenschaftlichen Hochschule“ an und sollte bald auch „Wissenschaftlich-Künstlerische Hochschule“ heißen, ranggleich zu den Universitäten, was für diese zunächst ein Schock war, weil bis dato Musikhochschulen nur Kunst(musik) und eine Scheibe (Musik-) Pädagogik und Universitäten nur Wissenschaft zu verkaufen hatten.

Da wurden Sie dann engagiert, junger Mann, mit ihrem „Lima-Institut-des-Lesley-College“ (Cambridge/USA). Genauer: Dessen Weiterbildungskonzept wurde mit Ihnen nach Hamburg geholt. LIMA hieß Lesley Institut für Medien- und Ausdrucktherapie und im Rahmen dessen hatten Sie und Ihre Kollegen län-

ger und ausschließlich didaktische Erfahrungen gesammelt mit „Berufsbegleitender Zusatzausbildung (BZA)“. Die Struktur dieser „bZA“ in der Heide bzw. in Cambridge mit dessen vielen Erfahrungen von berufsbegleitenden akademischen Qualifizierungen neben Beruf und Familie wurde nun für das geplante Diplom-Aufbaustudium weitgehend übernommen.

Übrigens spielte das Lesley College auch bei der Planung des Promotionsrechtes der Hamburger Hochschule zum „Dr. scientiae musicae“, das von Rauhe und Eschen im Rahmen der Erweiterung der Hochschule zu einer „wissenschaftlich-künstlerischen Hochschule“ auf den Weg gebracht wurde, eine Rolle: Es ging um eine angemessene Promotionsordnung. Sie, junger Mann, damals jedenfalls, haben dann nach der Umwandlung der Fachrichtung in ein Institut für Musiktherapie und nach der Emeritierung Eschens den heute noch bestehenden Promotionsstudiengang speziell für Musiktherapie bei Ihren Berufungsverhandlungen zur Bedingung gemacht – und diese spezielle Promotionsordnung, die erstmals die Beilage von Tonbändern und Videos aus der klinischen Praxis als Analysematerial zum Textteil einer Dissertation erlaubte – kam aus den USA, wo künstlerische Therapie-Ausbildungen längst schon an der Harvard-University ebenso wie in Provinz-Unis mit einem Ph.D. abgeschlossen werden konnten.

HHDV:

Aber das war schon der Übergang von den 80ern zu den 90ern. Könnten wir noch mal bitte...?

F.M.:

In dem Antrag an die Bund-Länder-Kommission mischten sich daher etliche Fächer aus dem Herdecke-Projekt mit etlichen Fächern dieses Instituts des vom DAAD sehr geschätzten Lesley Colleges.

Ich sagte etliche, nicht alle, denn nicht alle hatten sich bewährt bzw. Fächer sind nie verantwortlich, sondern die Lehrmethoden ihrer Vermittlung. Das galt für die immer noch frischgeborenen Fachhochschulen wie für Herdecke wie für das LIMA und gilt für alle jeweils neuen Didaktiken dieser Welt. 1984 wurde das alles in einen Gesetzesantrag gefasst.

Der so geborene erste Studiengang dieser Art erhielt in der veröffentlichten Gesetzesfassung wie alles Erste wieder einen Endlos-Taufnamen: „Modellversuchstudiengang Diplom-Aufbaustudium Musiktherapie der Bund-Länder-Kommission“.

My God – warum Erstgeborenes, überhaupt alles Neue immer erst mal so lang heißen muss. Na, wir sprachen ja schon über die Phasen der Profilierungszeiten und ihrer Phänomene im Verhalten derjenigen, die sich mit mir profilieren...

Herdecke war vorbei und zu seinem 25jährigen Jubiläum 2010 schilderte Eschen die Anfänge und eindrucksvoll ehrlich auch die erheblichen Schwierigkeiten dieses Lernens in dem Band „Zu den Anfängen der Musiktherapie“ (wir schilderten ja vorhin die Schultern, auf denen diese Anfänge wiederum aufbauten).

Eschen kehrte zurück nach Hamburg, wo der Zusatzstudiengang nun schon einige Jahre bestand und jetzt der Modellversuchstudiengang Diplom – nein, ich erspare mir die Namen dieser Art, ich will nachher noch singen und mir die Lippenmuskelfasern nicht fusselig reden... also wo jetzt dieser Diplom-Studiengang beginnen sollte. Aber Eschen kam in gewisser Weise nur noch in Teilen zurück in seine kleine, aber feine und wachsen sollende Fachrichtung Musiktherapie.

In nur wenigen Lehrveranstaltungen würde er jetzt im Aufbaustudium sein, weil er kandidierte und gewählt wurde zum Wahlamt des Vizepräsidenten der Hochschule. Der „erste Beamte für Improvisation“ war jetzt mitverantwortlich für eine öffentliche Verwaltung und so ziemlich im Gegenteil der Improvisation. Jedenfalls der freien. Er machte das gut, wie so viele, die das andere Extrem zum eigenen als zugehörig sehen, als Teil des Ganzen.

Sie, mein Lieber, wurden dann eingeladen, um sich auf die „zweite Beamtenstelle für Improvisation“ zu bewerben und damit die Leitung des Modellversuchstudiengangs zu übernehmen.

HHDV:

Ja – mm. Es war nicht einfach, das Pendeln, auch nicht zwischen den Extremen, aber es gelang dann doch, den Modellversuch als dauerhaft zu etablieren. Er ärgerte uns solange noch, wie das Spannungsfeld zwischen „frei“ und „strukturiert“ oder zwischen „Chaos und Struktur“ frei flottierte.

F.M.:

Gehen Sie mir mit diesen Begriffspaar...manchmal konnte ich es nicht mehr hören: „Chaos und Struktur“ war eines der meist aufgegebenen Themen für die freie Improvisation in ihren Anfängen, auch in Herdecke und eben auch im Modellversuch, in allen ersten Aufnahmeprüfungen, in allen ersten Abschlussprüfungen... Vielleicht sollte man nicht zu oft zu gerade diesem Thema in die Improvisation einladen. Es war wie mit „Edward“, dessen Musiktherapie-Behandlung auf dem Tonband manchmal zu oft nach seinem Erfolg beim Minister Johannes Rau wiederholt wurde.

Die gesunde Tarierung der Waage zwischen Freiraum und Struktur, zwischen Chaos und Struktur setzte dann nach den ersten beiden Studienjahren ein. Übrigens sehe ich persönlich „Struktur“ keineswegs als das Gegenteil von „Chaos“. Chaos hatte nicht erst in der Philosophie der Antike manche sehr sinnvolle Struktur in sich aufzuweisen. Ein Sturm ist schon durch seine ihm vorangehende Ruhe gut organisiert. Das ruhende Auge mitten im Tornado oder dessen Rüsselgestalt oder der Herzinfarkt, zu dem das auffällig gleichmäßige Pulsieren kurz vorher gehört – nein, nein, Chaos hat sehr wohl Struktur.

HHDV:

90er? Schaffen wir es kurz, weil auch darin so viel passierte?

F.M.:

Nein, noch nicht. Wichtig waren mir noch in den 80ern die Bücher im G. Fischer Verlag von Hans Volker Bolay „Musiktherapie als Hochschuldisziplin in der BRD Deutschland“, von Rainer Boller „Musiktherapeut als Beruf“. Das festigte mein Bewusstsein und das meiner Umgebung dafür, dass ich eine begehrte Dame im Elfenbeinturm der Hochschulen zu werden begann, die aber fleißig die Brücken nach außen baute. Ich will Sie nicht vergessen haben, mein Lieber, Ihr „Handbuch Musiktherapie“ war das erste Kompendium mit dem Versuch, das gegenwärtige Wissen um mich in einem Band zu sammeln. Naja, da ich mich stürmisch entwickelte, entwickelten Sie ja dann zwangsläufig die Nachfolger wie später das „Lexikon Musiktherapie“, das „Lehrbuch Musiktherapie“.

Und mir ist noch für die 80er wichtig, wie sich die wachsenden Abkühlungen zwischen Hamburg und Heidelberg und die Entfremdung zwischen DGMT und dem inzwischen von Gertrud Katja Loos mitbegründeten Berufsverband der Musiktherapeuten (BVM) in der BRD auffangen ließen. Das interessiert eine Mama schon, wie die Streitigkeiten unter ihren Gören sich entwickeln. Es lief ganz gut: Es wurde ein „Vorstandsrat“ gegründet, in den von der Seite der DGMT aus nun Eschen und Bolay saßen und seitens des BVM Frau Loos und Sie, mein Lieber. Die belasteten Achsen meiner Kutsche wurden nun dadurch erheblich entlastet, dass sich über Kreuz gedacht die eigentlichen beruflichen Kontrahenten persönlich entweder respektierten oder gar mochten.

Sagen Sie mal, von Ihnen war bekannt, dass Sie sich mich allen den drei übrigen Mitgliedern, die sich ja wirklich nicht grün waren, gut verstanden. Grenzt solch Verstehen aller nicht an Opportunismus?

HHDV:

Nein. Ich las immer gerne Macchiavelli, die Bibel und Richelieus Briefwechsel. So eine Mischung hilft einem in der Vereinspolitik, ob das nun Kaninchenzucht, Yachtbau oder Musiktherapie betrifft.

Es ebnete sich einiges wie immer auch in großer Politik: durch einen Ausschuss, einen Rat. Dieser „Vorstandsrat“, der dann auch die ersten Lehrmusiktherapeuten „ernannte“ (u.a. auch sich selbst, die meisten allerersten Könige krönten sich selbst), verhinderte aber nicht weitere Spaltungen oder Neugruppierungen. Z.B. die des „Berufsverband klinischer Musiktherapeuten“, den Isabelle Frohne initiierte mit inhaltlich auch deutlich mehr gestalttherapeutischem Hintergrund statt des sonst präferierten psychoanalytischen. Es war damals mit den Verbänden, Vereinen, Gruppen und Untergruppen so wie heute im Blick auf Musiktherapie-Bücher: manchmal dachte ich, alle meine Kinderchen leiten einen eigenen Verein. Heute denke ich, dass alle meine Enkel und Urenkel jede und jeder Bücher schreiben.

Zum Übergang der 80er zu den 90ern:

Grete Eschen, die Ehefrau Herrn Eschens, starb viel zu früh und für die Begleitung der vorangehenden Erkrankung ging Johannes Th. Eschen vorzeitig mit 62 in Pension. Nach ihrem Tod wechselte er seinen Lebenswohnsitz nach Wien, um eine alte Freundschafts-Verbindung dort aufleben zu lassen – und seine Stelle, die des Beamten für Improvisation auf C-4 Lehrstuhlebene wurde ausgeschrieben.

Wieder wurden Sie gebeten, sich zu bewerben, was Sie am Anfang auch taten, dann aber Ihre Bewerbung zurückzogen wegen eines besseren Angebotes in der Schweiz. Wie konnten Sie nur so zaudern!

HHDV (lacht):

Ja, solche Lebenssituationen sind aber Glücksstrecken, denn dann kam die Anfrage, was ich mir wünschte, um trotz zurückgezogener Bewerbung – ich wollte ein sehr schönes Angebot in der Schweiz annehmen – in Hamburg zu bleiben. Ich wünschte mir sofort den Institutsrang, den ich in den veröffentlichten Dokumentationen des Modellversuchs schon vorgeschlagen und curricular skizziert hatte, die baldige Realisierung eines gesonderten Promotionsstudiengangs an diesem Institut, ein Sekretariat (das gab es vorher nicht) und auf die Dauer eigene Räume, nicht nur unseren Kellerraum, der zwar teuer eingerichtet, aber doch zu sehr im Intrauterinen festhielt...

F.M.:

Waren Sie eigentlich nicht ausgelastet?

HHDV:

Wie bitte?

F.M.:

Na, 1993 starteten Sie dann neben dem Zusatzstudiengang und dem Diplom-Aufbaustudiengang den Promotionsstudiengang am Institut, begannen auf Bitten von Hermann Rauhe bzw. einem Hauptsponsor der Hochschule, Helmut Greve, mit der Vorbereitung für einen ersten Studiengang Musiktherapie auf Master-Ebene in Budapest zusammen mit Katalin Urban Varga, begannen mit den Vorbereitungen für den 8. Weltkongress, den Sie auf Bitten des Congress Centrums Hamburg für Hamburg einwarben, dann haben Sie ...

Da wird doch die Frage erlaubt sein...

HHDV:

Nein, ausgelastet war ich immer, aber was mich auslastete war dann gleichzeitig die treibende Kraft für weitere Entwicklung – eben auf den Schultern der Vorgänger und Vorgängerinnen. So habe ich den Promotionsstudiengang auch aufgefasst als Weiterführung der „Ausbildung der Ausbilder“ meines Amtsvorgängers, als jetzt mögliche wissenschaftliche Qualifizierung durch die Promotion. Übrigens – eine Dissertation in Musiktherapie konnte man immer schon schreiben, nur dann an

anderen Fakultäten bzw. Disziplinen wie Psychologie (was R. Tüpker tat) oder Theoretische Medizin (T. Timmermann). Neu war in Hamburg quasi der „Musiktherapie-eigene Promotionsstudiengang“.

F.M.:

Es ist mir heute noch eine Genugtuung, dass das allererste Promotionsverfahren abgeschlossen wurde mit einer Frau, Monika Nöcker-Ribaupierre.

HHDV:

Meine auch, bitte schön. Nur dass ich noch eine zweite Freude hatte und das war ihr Thema (Auditive Stimulation bei Frühgeborenen), weil auch ich in dieser Zeit einstieg in die Säuglingsforschung und analytische Entwicklungspsychologie.

F.M.:

Die ersten Doktorandenkolloquien nach dem Start des Promotionsstudienganges 1993, drei Jahre also nach Eschens vorzeitiger Pensionierung, waren ja in mehrfacher Hinsicht ein Kuriosum, nicht? An der Fachhochschule vorher waren viele der über den zweiten und dritten Bildungsweg gekommenen Studierenden älter als Sie mit Ihren 26, mein Junge. In den ersten DoktorandInnen-Kolloquien waren die Doktoranden zwar ungefähr Ihre eigene Generation oder eine halbe darunter, aber sie waren gleichzeitig und schon länger Ihre eigenen Kollegen, die in den anderen inzwischen zügig gegründeten staatlichen Studiengängen für Musiktherapie Ausbildungen leiteten oder mit verantworteten. Susanne Metzner (heute in Magdeburg), Eckhard Weymann (in Hamburg, zeitweilig vorher in Frankfurt/M), Karin Schumacher (Berlin), Fritz Hegi und Sandra Lutz Hochreuthener (Zürich), Elena Fitzthum, Dorothea Storz (Wien), Petra Jürgens (Fürstenu) und unter den jetzigen der in Kinder- und Jugendlichenpsychiatrie promovierte Thomas Stegemann (Wien), der ein zweites Mal in Musiktherapie bei Ihnen promoviert – gab das nicht Probleme?

HHDV:

Ich erinnere keine und glaube nicht, verdrängt zu haben. Es wurde viel gearbeitet, viel ausgetauscht, viel gelacht und vor allem haben wir voneinander viel gelernt durch die verschiedenen Forschungsrichtungen, die sich immer spezifizierender auf die Patientenklientel bezog und die für sie mögliche Indikation für bestimmte Musiktherapie-Methoden – oder auf die beginnende Reflexion des inzwischen stürmisch wachsenden Handlungsrepertoires der Musiktherapie von der Schnürbodenperspektive aus, wissenschaftlicher formuliert: auf der Meta-Ebene.

Die Begleitungen von Forschungsprozessen im Rahmen der Promotionsstudien waren und sind für mich mit das größte Geschenk wegen der ununterbrochenen Weiterbildung, die ich gleichzeitig als Begleiter und Gutachter erleben durfte.

F.M.: Sie sind euphorisch.**HHDV:**

Nein, dankbar und weiter neugierig auf die letzten Arbeitsfortschritte, die ich begleiten darf.

Unsere Zeit ist bald um, ab jetzt im additiven Telegrammstil?

F.M.:

Also – ganze Sätze mit Subjekt, Prädikat und Objekt möchte ich schon bis zum Schluss formulieren dürfen, junger Mann. Was hieß Vorbereitungen zum 8. Weltkongress, der doch erst 1996 stattfand?

HHDV:

Reisen in die Länder des früheren Ostblocks, die Mauer war vor knapp fünf Jahren gefallen. Dort lud ich die Kollegen vor Ort ein – ebenso wie in USA, Kanada, Brasilien...meinen Sie das? Das Congress Centrum Hamburg, indirekt also das Land Hamburg, zahlte, weil es sich vom Kongress eine besondere internationale Ausstrahlung versprach.

F.M.:

Nein, ich meine, dass Sie damals Franz Mecklenbeck, Henk Smeijsters, Till Mengedoth (heute Florschütz) in Ihr Team als Leitungsgruppe einluden und mehrere runde Tische mit allen jetzt in ganz Deutschland erreichbaren Verbänden, Vereinen, Rollenträgern der Musiktherapie veranstalteten.

42 KollegInnen waren es jeweils, die tatsächlich erstmals nahezu die ganze Szene repräsentierten und eine „gesamtdeutsche Gastgeberschaft“ für die ausländischen KollegInnen darstellten. Im Gesamtprogramm im Juli 1996 waren dann 52 Nationen vertreten in über 500 Veranstaltungen mit etwas über 2000 Teilnehmern. Wobei zu den Veranstaltungen auch gekonnte Unterhaltung gehörte, vom Begrüßungsritual (mit jener sagenhaften Saxophon-Frauenband, die Isabelle Frohne für Sie engagieren konnte, meine Güte, hab ich mich amüsiert, mein Lieber) bis zum Schlussritual.

Wissen Sie, dieser Weltkongress hat der Fachszene zwei meiner Inhaltsrichtungen auf breiter Ebene bewusst gemacht, die vorher an meinem Wegesrande blühten, eher als Mauerblümchen an einer geistigen Mauer denn als einer aus Stein.

Einmal war das mit der Teilnahme von Daniel Stern am Kongress der endgültige Einzug der analytischen Entwicklungspsychologie in die Musiktherapie und damit eine neue Strömung, die dem Übergewicht der klassischen Psychoanalyse – die Probleme dieser Welt eben übergewichtig der frühen Kindheit zuordnend – eine neue konstruktivere, hellere Vorstellung von Kindheit hinzugesellte. Heute gibt es eine „entwicklungspsychologisch orientierte Musiktherapie“, die z.B. Karin Schumacher und Sie selbst favorisieren, in Teilen auch Fritz Hegi. Meine Tochter Almut Seidel, durchaus psychoanalytisch versiert, fragte schon früh in einer Rezension Ihres „Lehrbuchs Musiktherapie“ in der „MU“ – oh diese missverständlichen, in

diesem Fall an Landwirtschaft erinnernden Kürzel! – vorsichtig nach, ob sich mit der Betonung dieser neuen Sicht auf Kindheit möglicherweise eine politisch gewollte neue Musiktherapierichtung entwickeln sollte.

HHDV:

Da hatte sie richtig gewittert. Nur dass ich es als erkenntnistheoretische Entwicklung und nicht als eine politische sehe.

F.M.:

Das zweite, was mir auf und nach dem Weltkongress angenehm war, ist die seither vollzogene Wieder-Annäherung an die Medizin, der ja viele Musiktherapeuten – zeitweilig auch der Herr Eschen – eher abgeneigt waren. Sie wurden ja auch einmal auf einer Tagung des Berufsverbandes der MusiktherapeutInnen beschuldigt, mich an die Medizin verraten zu haben wegen Ihrer Politik, Mediziner in die Musiktherapie-Ausbildung zu berufen. Sie auszuschließen aus dem Verband wurde sogar gefordert.

Dabei hatte ich selbst das Nest, aus dem ich flügge wurde, nie vergessen. Ralph Spintges Veranstaltungen mit seiner MusikMedizin waren die ersten seit Jahren wieder in Deutschland und setzten einen Neu-Anfang der Zusammenarbeit von Musikpsychotherapie und Musik in der Medizin, die lange in West-Deutschland verpönt war, obwohl sie überall auf allen Kongressen im internationalen Ausland Selbstverständlichkeit genoss. Ich betone, dass diese Abkehr der Musiktherapie von Medizin-Wissen mehr in Ihrem Westdeutschland vorherrschte, nicht in Ostdeutschland. Der Schwabe und seine Mannen und Frauen hatten sich bei aller Psychotherapie-Betonung (nicht ungefährlich in der früheren DDR) nie von der Medizin so gelöst wie die Westler.

Immer diese Entweder-Oder-Haltungen bei Euch hier! Ich bin jetzt froh ums Interdisziplinäre...

Warum hatten Sie eigentlich so viel Sorge, dass es kein Erfolg werden könnte?

HHDV:

Die Größenordnung, die das CCH ansetzte, war in unserer kleinen, intimen Fachszene – vergleichen wir andere Organisationen von Gesundheitsberufen und bisherige Formate der Präsentation unseres Faches – noch nie gewesen. Außerdem rief ein Studienleitungskollege von seiner Hochschule aus zum Boykott des Kongresses auf – mit Plakaten usw. Da sorgte ich mich schon um die Akzeptanz des Kongresses bei den eigenen Leuten. Nun, die Studierenden dieses Kollegen waren dann dafür zahlreich vertreten auf dem Kongress und ganz offenbar sehr gerne dort. Bei den nötigen diplomatischen Kittungen war der Kollege Ernst Walter Selle aus Heidelberg dann ein Kurier und Botschafter ersten Ranges – auch über Jahre hinweg in der Studienleiter-Konferenz der staatlichen Ausbildungen, in denen ich Hamburg durch meinen Stellvertreter Eckhard Weymann bestens vertreten wusste.

F.M.:

Ich muss sagen, dass ich schon Schmetterlinge in meinem älteren Bauch fühlte, als ich hörte, dass doch tatsächlich Helmut Schmidt, unser früherer Bundeskanzler der Schirmherr für den Kongress, nein, für mich, die Musiktherapie sein wolle. Diese Dimension war ich auch noch nicht gewohnt.

Bei aller Freude an der Hoffnung auf Gelingen, war ich auch noch nie vorher und währenddessen und danach derart in den Medien vertreten. Von der täglichen Tagesschau am Abend bis zum Spiegel, von der BUNTEN bis zur Apothekenzeitschrift, von der ARD zum ZDF – ich, wir alle haben das nicht für möglich gehalten, auf was für ein plötzliches wirklich öffentliches Interesse ich nun stieß, ich, das Orchideenfach, die Frau Musiktherapia. Wir waren bei diesem Kongress – wie es übrigens auf allen gelingenden Kongressen sein sollte – hinweg über alle Verbands- und Methoden- und Menschenbildergrenzen verbunden. Obwohl sich auch schon neue, diesmal in den Köpfen aufgezoogene Mauern zeigten, nachdem die steinernen Mauern gefallen waren. Aber zunächst genossen wir noch das öffentliche Interesse.

My God: Sogar in Spielfilmen kam ich jetzt vor. Erinnern Sie sich, junger Mann, als Christan Quadflieg einen Dirigenten spielte und alleinerziehenden Vater von vier Töchtern und entsprechend oft verzweifelte – in eine solche Verzweiflung hinein bricht die seriöseste Tochter ihr Medizin-Studium ab mit der Information, sie wolle jetzt Musiktherapie studieren.

Es gab 160 Briefe an die Fernsehanstalt danach, wo man Musiktherapie studieren könne und Sie hatten viel zu antworten.

HHDV:

Ja, ich, wir hätten solch Echo nie zu hoffen gewagt.

F.M.:

Sie unterschätzten alle meine Attraktoren, die ich immer schon hatte, die Sie meistens nur im früheren Elfenbeinturm verdeckten. Nicht vergessen, es gab nicht wenige, die die sprunghaft wachsende Popularität von mir gar nicht gut fanden, weil ich dadurch plötzlich viel mehr Vertretern „gehörte“.

Auch hinterher blieb es lebhaft: Insgesamt 8 Filme haben Sie dann allein mit dem NDR innerhalb von drei Jahren gedreht – mit mir als Hauptperson. Das tat gut, nach so viel stillem, mühsamem Engagement meiner frühen Pioniere in ihrer Einsamkeit, dann tat es gut nach dieser akademischen Profilierung. Heute bin ich im öffentlichen Interesse nicht mehr wegzudenken und Bücher über mich – du liebe Zeit: Ihr Musiktherapeuten gebiert ja nicht nur unzählige Töne mit Euren Patienten in Eurem Leben, sondern schreibt soviel wie die Kaninchen zeugen. Und je mehr geschrieben wird, desto mehr Pioniere sehe ich um mich herum. Manchmal denke ich, das ist ein musiktherapeutischer Beruf geworden: Pionier. So viele davon sehe ich inzwischen.

Zurück zu den Büchern und Zeitschriften.

Nach einer Statistik – ich glaube des Börsenvereins des deutschen Buchhandels oder die Deutsche Bibliothek in Frankfurt – seid Ihr die kleinste Berufsgruppe

im öffentlichen Gesundheitswesen (Geistheiler also nicht mitgerechnet) und die mit dem größten Ausstoß von Printwerken über Euer Tun und Lassen. Lassen eigentlich wenig.

Ich erinnere, wie gut es mir dabei ging, beim Kongress und hinterher, denn ich – junger Mann – bin trotz meines Alters durchaus öffentlichkeitsfreudig, um nicht zu sagen öffentlichkeitsgeeignet, ja „präsentabel“. Erinnern Sie? Kaum war der Kongress vorbei, erklärte sich die durch den Kongress durch Musiktherapie verklärte Senatorin (Ministerin) der Gesundheitsbehörde in Hamburg bereit, Ihre Studenten mit ein bisschen mehr Medizin im Curriculum mit dem Musiktherapie-Diplom gleichzeitig den sog. kleinen Psychotherapie-Schein nach dem Heilpraktikergesetz aufgrund der Aktenlage (Diplom der nun wissenschaftlich-künstlerischen Hochschule) auszugeben.

Das war ein rechtlich kleiner, aber psychologisch wichtiger Schritt, denn nun gab es offiziell die erste Erlaubnis für diplomierte Musiktherapeuten, ihr Fach mit der Erlaubnis zur Ausübung der Psychotherapie zu verbinden. Und das Nette bei Ihnen in der BRD ist, dass dann, wenn ein Bundesland mich so behandelte wie in Hamburg, nun auch die anderen staatlichen Ausbildungen in anderen Bundesländern auf Gleichbehandlung klagen konnten. Das war aber kaum nötig: Z.B. die Frankfurter Fachhochschulausbildung in Musiktherapie zog sofort nach und andere auch...

Ha, die Krankenkassen waren durch die Medienberichte über mich und meinen Schirmherrn, diesen Kanzler a.D. Helmut Schmidt u.a. Politiker aufgeschreckt. Betriebskrankenkassen übernahmen jetzt erste Musiktherapie-Behandlungskosten auf Einzelantrag. Landwirtschaftliche u.a. Genossenschaftliche Krankenkassen folgten und die AOK, die offiziell streng beim Nein zur Kostenübernahme von Musiktherapie blieb, ließ nach einem Vortrag über Musiktherapie manche Selbsthilfegruppen wissen, dass sie als AOK den Musiktherapeuten keine Mark zahlen dürfe, wolle, könne – aber wenn sie, die Selbsthilfegruppen eine Musiktherapeutin z.B. für die Nachsorge von Krebspatienten, die Begleitung von Parkinson, die Nachsorge bei Apoplexien engagieren wollten – dann würde die AOK der Selbsthilfegruppe die Kosten anweisen und die könne machen, was sie wolle...

Die Kreativität zwischen den offiziellen Stühlen wuchs. Trotzdem wünschte ich mir schon längst die Anerkennung von mir auf einem der offiziellen Stühle.

Naja, der Bundesverteidigungsminister Struck in den 90ern oder der Kultusminister Stratmann in den 2000ern oder der sächsische Ministerpräsident Biedenkopf – sie alle waren sofort bereit, z.B. ein Musiktherapiegesetz á la Logopäden-Gesetz vorzubereiten und durchzubringen. Aber bei der Frage der Minister und ihrer Staatssekretäre an Sie, mein Lieber, wer denn die offizielle Lobby der Musiktherapeutinnen vertrete, um Verhandlungspartner zu sein, da lautete unsere Antwort: Wir sind ganz verschiedene Musiktherapeuten, haben verschiedene Ausbildungen, akademische und nichtakademische, wir sind ostdeutsche und westdeutsche Musiktherapeutinnen und -therapeuten, haben zwar eine AG für Studienleiter der staatlichen Musiktherapiestudiengänge – schon 1986 in Hamburg gegründet – aber

auch die Hochschulen sind sich nicht alle gleich grün untereinander und in natürlicher Konkurrenz – ja, da haben sie alle ehrlich traurig reagiert und bedauert: Bevor ich, die Musiktherapie, nicht unter meinen Gören für ein einheitliches Sprachrohr gesorgt haben würde, würde das nicht gehen – dann aber sofort...

HHDV:

Die 90er?

F.M. :

Für Firmen gibt es das Vierphasenmodell – 1) Gründungsgeneration 2) Ausbau – und Erweiterungsgeneration 3) Konsolidierungsgeneration und 4) – wissen Sie das nicht selbst?

HHDV:

J – ja, aber ich hoffe nicht, dass das ...

F.M.:

Die 4. Generation – bei Firmen oft die, bei der die Erben alles verschleudern, was sie ererbt von ihren Müttern – wird bei mir anders sein.

Die 90 er sind so etwas wie die vierte Generation, aber da ich meistens das Unerwartete tue, wirkte ich in der 4. Generation weiter konsolidierend und ausweitend sowohl in der Kernzelle, der Behandlungserfahrung mit Patienten, als auch der zugehörigen Feindifferenzierung der Forschung – und damit der Lehre. 14 deutschsprachige Studiengänge gibt es jetzt im Gürtel von Wien bis Hamburg.

Thomas Stegemann, Elena Fitztum u.a. haben in ihrem Aufsatz in diesem Jahrbuch zur Geschichte der Studiengänge eine prima Synopse gestaltet, die unser Gespräch hier ergänzt – oder unser Gespräch diese.

Durch die Aufträge an die Hamburger Hochschule aus dem Ausland, auch dort Musiktherapie zu etablieren, kriegte ich neue wunderhübsche Kinder mit deutschen Milieuanteil, erst in Ungarn, dann in Estland, in Taiwan, in Russland und in Japan und China gibt's deutsche Musiktherapie jedenfalls in Büchern.

Hier Zuhause hat sich dann in den 2000ern Vieles getan, was auch keinen Firmenvergleich mit deren Phasenablauf erlaubt: Einige der Verbände haben sich unter einen Hut bewegt, die Tiefenpsychologen vertragen sich darunter mit den Nordoff-Robbins – Enkeln ebenso wie mit Fritz-Perls – Enkeln bzw. Hilarion Petzoldt – Kindern, mit den anthroposophischen, den klinischen...Mann, habe ich viele Kinder und es vertragen sich immer mehr.

In den staatlichen Studiengängen und in der Nachfolge jener alten Studienleiter-AG mit dem heutigen so schön weiblich-kleinkindlich lautierenden Namen „AMA“ gibt es jetzt durch den Generationenwechsel – Sie werden eben älter, mein Lieber und Ihre Leitungsgeneration auch! – bald gleichauf weibliche und männliche Leitungsfiguren. Hab ich mir immer bei den vielen Männern in meinen Anfängen gesagt: Geduld, meine Liebe, nur Geduld, lass die erstmal einige Anstöße geben, dann tragen wir die Kinder aus...und auf die Dauer werden es Töchter. So

wie zum Bsp. diese Jahrbuchreihe: Gucken Sie mal die Herausgeber an – zeitgemäß, nicht wahr. Nur Töchter.

Und dahinter reifen schon die Enkelkinder, haufenweise nun promoviert, weibliche natürlich in der Überzahl, auf den nächsten Generationenwechsel wartend und tüchtig! Nein, rutschen Sie nicht so unruhig rum auf Ihrem Stuhl – Männer werden wir weiter auch durchaus für sinnvoll halten. Schon wegen des Kontinuums der Generationen.

Stellvertretend für die Ausbildungen im deutschsprachigen Bereich in privater Struktur sei noch einmal die in der Schweiz genannt, die Joachim Marz initiierte und die nun auch schon fünf „Generatiönchen“ MusiktherapeutInnen in die Praxis entließ.

Kennen Sie meine Ausweitung in die breitere Gesellschaft außerhalb der klinisch orientierten Musiktherapie namens „CMT“ Community Music Therapy? Das erinnert mich an Projekte der Fachhochschulen mit den allerersten Hochschullehrern für Musiktherapie mit mir vor 40 Jahren, Abenteuerspielplatz, Marktmusik, Jahrmarktmusik...Darüber schrieb kürzlich eine Christine Simon, auch zu mir gestoßen, ihre Dissertation. Oder Menuhins Life Music Now-Bewegung oder die Singenden Krankenhäuser oder die singenden Klassenzimmer – sie alle haben Milieuprägungen durch mich jaja...

Dann die Berufspolitik der Deutschen Musiktherapeutischen Gesellschaft für Musiktherapie (DMTG) – die macht mir ebenso weitere Hoffnung wie alle Bemühungen davor. Und in Augsburg, hörte ich, wurde höchstgutachterlich festgestellt, dass mein Masterstudiengang dort – und ich weiß auch fast überall woanders – besser sein soll als ein Bachelor in Psychologie. Tempora mutantur...hätt ich nicht gedacht, dass Gutachter so schnell reifen in ihrem Erkennen, was und wer ich längst bin – und eigentlich schon länger war...

Vielleicht schwingen meine früheren Konkurrenten jetzt in die Adoleszenz ein – da reift ja die Erkenntnis der interdependenten Abhängigkeiten voneinander, um was zu werden.

Was, keine Fragen mehr? Ich hätte noch so viel...

HHDV:

Leider haben wir die Zeit schon ungebührlich überzogen – und bereits dafür eine Genehmigung der Verantwortlichen einholen müssen. Übrigens alles ausnahmslos Frauen, die Verantwortlichen, die unser Gespräch bringen. Aber für unser Gespräch rien ne va plus...

Ich danke Ihnen für das Gespräch, Frau Musiktherapia!

F.M.:

Das beende ich, mein Lieber.

Wir sollten bei soviel weiblichem Prinzip in unserem Feld einen Mann noch zu Wort kommen zu lassen. Dann reden ja nicht wir beide, sondern ein Dritter. Ich mach's einfach, wer will mir schon den Mund verbieten...

„Es war (in der Geschichtsschreibung) unvermeidlich, dass Vorgeschichte eher ein Ausdruck der Meinungen und Wünsche der Gegenwart als ein Abbild der Vergangenheit wurde (...). Manche Spur der Vergangenheit wird missverständlich im Sinne der Gegenwart gedeutet...“

Sigmund Freud

Literatur

H.-H. Decker-Voigt (Hg.), Dokumentationen I – III zu den Studienjahren im „Modellversuch der Bund-Länder-Kommission Dipl.-Aufbaustudium Musiktherapie der Hochschule für Musik und darstellende Kunst Hamburg, Eres Edition, Lilienthal/Bremen 1988/89

H. Bruhn, Musiktherapie – Geschichte – Theorien – Methoden, Hogrefe, Göttingen 2000

J. Th. Eschen, Zu den Anfängen der Musiktherapie in Deutschland, Mentorenkurs Musiktherapie Herdecke, Reichert, Wiesbaden 2010

Prof. h.c., Dr. h.c. Hans-Helmut Decker-Voigt,
Allenbostel 35, 29582 Hanstedt I/Lbg. Heide
www.decker-voigt-archiv.de